VHS-Projekt „*Zeitenwende*“

Die Antike

Teil I: Griechenland

Eine 4-teilige Vortragsreihe der
Volkshochschule Kamen-Bönen

mit

Dr. Heinrich-Wilhelm Drexhage	Geschichte
Hans-Jürgen Kistner	Theater, Musik
Manfred von Horadam	Philosophie
Frank Scheidemann	Kunst, Architektur
Christian Frieling (†)	Literatur

im Wintersemester 2015

Volkshochschule Kamen-Bönen
Am Geist 1
59174 Kamen
Telefon: 02307 - 9 24 20 55
www.vhs.kamen-boenen.de

vhs Volkshochschule Kamen - Bönen

Zum Gedenken an Christian Frieling

Jemand sagte einmal den Satz, die VHS habe keine Feinde, sie habe zu wenige Freunde. Tief betroffen haben wir erfahren, dass wir mit Christian Frieling einen solchen Freund verloren haben.
Christian Frieling war seit vielen Jahren ein an der VHS Kamen-Bönen hoch geschätzter Freund, der immer ein offenes Ohr für die Belange unserer VHS hatte und uns unterstützte, wo immer es ihm richtig erschien und es ihm möglich war.

Nicht zuletzt war er VHS-Referent, der sich in vielen Vorträgen, insbesondere auch von Anfang an im VHS-Projekt *„Zeitenwende“*, mit hoher Fachlichkeit vielfältigen Themen widmete und so wichtige Beiträge für unsere historische und aktuelle politische Bildung leistete.

Trotz Erkrankung arbeitete er an seinen Beiträgen für das vorliegende VHS-Projekt *„Zeitenwende“* - sein Tod vereitelte ihre Fertigstellung und seine Vorträge. Im Gedenken an ihn haben wir das Thema Literatur aus diesem Projekt genommen und im *„Zeitenwende“*-Team einen Stuhl leer gelassen...

Christian Frieling ist am Sonntag, den 12. Juli 2015, nach kurzer Krankheit verstorben - er wird uns sehr, sehr fehlen und eine sehr große Lücke hinterlassen.

Manfred von Horadam, Leiter der VHS

In der vorliegenden Schrift sind sämtliche Vorträge in der jeweils gehaltenen Form zusammengefasst.
Zu unserem Bedauern können wir nur einen sehr kleinen Teil der vielen im Rahmen der Vorträge gezeigten Bilder (und die auch nur in schwarz-weiß/Graustufen) in diese Schrift aufnehmen.
Sämtliche Bilder der Schrift entstammen privaten, gemeinfreien oder den im anhängenden Literaturverzeichnis genannten Quellen.

Diese Schrift erhebt nicht den Anspruch einer wissenschaftlichen Publikation, weshalb auf Belege in Fußnoten unter Verweis auf Quellen wegen der leichteren Lesbarkeit verzichtet worden ist - dennoch halten selbstverständlich alle Aussagen einer wissenschaftlichen Überprüfung und Diskussion stand und geben den derzeitigen Stand der Forschung nach bestem Wissen wieder.

© VHS Kamen-Bönen, im März 2016.
Vervielfältigung unter Ausschluss von Text-Eingriffen zu nicht-gewerblichen Bildungszwecken ist ausdrücklich erlaubt.
Um entsprechende Information wird allerdings gebeten.

VHS-Projekt *„Zeitenwende“*: Die griechische Antike - die Wiege Europas

Im Mittelpunkt des neuen Projekts steht die Zeit von 750 bis 30 v. Chr., als Griechenland zur Wiege Europas wurde. Die griechische Antike ist die Zeit, die mit ihrem Denken, mit ihrer Kunst, mit ihrer Vorstellung von Schönheit wegweisend war und die mit ihren Theorien die Wissenschaft begründete und mit ihrer Philosophie, mit ihrer politischen Gestaltung des Staates, mit ihrer Suche nach Moral und Ethik bis heute tiefe Spuren hinterlassen hat.

So verfolgen wir im Projekt die Entstehung der griechischen Stadtstaaten, die erste Demokratie, die Rivalität zwischen Athen und Sparta, den Peloponnesischen Krieg, die Kriege gegen die Perser, den Aufstieg Makedoniens, der in das Weltreich Alexanders des *„Großen“* mündete, beschreiben die Ursachen seines Zerfalls und sehen am Ende der *„Hellenistischen Epoche“* die Entstehung einer neuen Hegemonialmacht: Rom.

In der Literatur begegnen uns u.a. Homer mit seinen weltberühmten Epen *„Ilias“* und *„Odyssee“*, Hesiods Lehrgedichte oder Aischylos, Sophokles und Euripides in den griechischen Tragödien.

Wir sehen eine neue Kunst entstehen, die für viele Jahrhunderte der Vorstellung von Harmonie und Schönheit ihren Stempel aufdrückte. Bauten auf der Athener Akropolis, wie der Parthenon oder das Erechtheion, die fast vollplastisch herausgearbeiteten Figuren auf dem Sockelfries des Pergamonaltars oder die Laokoongruppe sind bis heute kulturelle Anziehungspunkte für Millionen Menschen, die staunend vor diesen Zeugnissen einer kulturellen Blütezeit stehen.

Im antiken Griechenland entstand die Philosophie, deren Geschichte geprägt ist von Namen wie Sokrates, Platon, Aristoteles oder durch Schulen wie die der Stoiker, Epikureer, Skeptiker oder des Neuplatonismus - viele uns heute geläufige und prägende Vorstellungen über die Welt, den Menschen und sein Zusammenleben wurden hier erstmals systematisch bearbeitet, haben hier ihre Wurzeln.

Ziel des Projekts *„Zeitenwende“* ist es, eine Epoche aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu beleuchten, um so deutlich werden zu lassen, was sie prägte, was sie nachfolgenden Epochen hinterlassen (oder auch verbaut) hat, woher die prägenden Ideen stammten, wie und woraus sie sich entwickelten und welchen Einfluss sie auf Literatur, Politik, Kunst, Religion, Wissenschaft und Technik hatten...

---

1. Teil der Vortragsreihe:
Griechenland in archaischer Zeit (ca. 750 - 500 v. Chr.)

Die Formierung der Polis und die Folgen

Malerei auf Krug, etwa 560-550 v. Chr.

Die griechische Geschichte ab dem 8. Jh. v.Chr. wird landläufig in drei Epochen eingeteilt: Die archaische, klassische und hellenistische Zeit. Dabei steht die klassische Periode, welche etwa von Beginn des 5. Jhs. v.Chr. bis zum Eingreifen der makedonischen Militärmacht in die politischen Verhältnisse Griechenlands in den 30er Jahren des 4. Jhs. v. Chr. anzusetzen ist, zumeist im Blickpunkt des Interesses und dies nicht zu Unrecht. Die stupenden Leistungen in der Architektur und der Plastik, in den Naturwissenschaften und der Philosophie, in der Literatur und den Bühnenwerken sind es, deren erregende Ästhetik und geistige Tiefe uns bis heute nicht nur faszinieren, sondern auch immer wieder zu einer kritischen und vergleichenden Betrachtung und Würdigung herausfordern. Allein der überbordende Reichtum der griechischen Klassik zwingt uns, diese Epoche mit zwei Themenabenden in den Mittelpunkt der Betrachtung zu stellen. Doch vergessen wir dabei nicht: Wie sooft in der Kulturgeschichte der Menschheit bedurfte all dies einer intensiven Vorbereitung, einer Konzentration und Fokussierung auf neue Ideen und Sichtweisen des menschlichen Zusammenlebens. Gemeint ist damit konkret die Entwicklung von einer stammesstaatlichen Ordnung hin zur städtischen Gesellschaft, in welcher der Einzelne Schritt für Schritt zum Träger poltischer Verantwortung und Gestaltung avancierte und dadurch auch zum Identität stiftenden Element wurde. Diese völlig neue Lebensform bezeichneten die frühen Griechen mit dem Begriff Polis, also **Stadt** bzw. Stadtstaat oder vielleicht noch zutreffender Bürgergemeinde. Es war die etwa vom 8. bis zum Ende des 6. Jhs. v.Chr. reichende Periode des archaischen Griechenlands – ein angesichts der politischen und gesellschaftlichen Neuerungen eher missverständliches Attribut – in der sich die Entwicklung des Polis vollzog, auch wenn ihre eigentlichen Ursprünge noch weit früher zurückreichen. Ein weiteres Charakteristikum dieser frühen Epoche liegt darin, dass ab der Mitte des 8. Jhs. v.Chr. vom griechischen Mutterland aus eine groß angelegte **Kolonisationsbewegung** ausging, die fast den gesamte Mittelmeerraum bis hin zum Schwarzen Meer erfasste und zu zahlreichen Neugründungen griechischer Poleis führte, wodurch die neue Form des menschlichen Miteinanders in diese geographischen Räume „exportiert“ wurde. Beide Vorgänge, die Formierung und Verbreitung der griechischen Polis waren für die weitere Geschichte Europas von überragender Bedeutung; denn Geschichte war und ist im wesentlichen Stadtgeschichte. Erst in einem urbanen Umfeld konnte der Mensch sein kreatives Potential voll entfalten. Beide vorgenannten Prozesse wollen wir im Folgenden etwas näher betrachten.
Werfen wir zum besseren Verständnis jedoch zunächst einen kurzen Blick auf einige Ereignisse, die der archaischen Epoche vorausgingen. Ab der Wende vom 13. zum

Die Antike: Teil 1 - Griechenland

12. Jh. v.Chr. gerieten nahezu der gesamte Mittelmeerraum und große Teile Vorderasiens in Unordnung. Zunächst gingen die einst so stolzen und mächtigen Burgen- und Herrensitze der mykenischen Fürsten nach fast 500-jähriger Herrschaft in Flammen auf. Die Paläste von Mykene, Tiryns, Pylos und viele andere verschwanden, meist zusammen mit den von ihnen beherrschten Siedlungen, im Dunkel der Geschichte. Die Gründe für diesen Zusammenbruch sind bis heute nicht völlig geklärt. Naturkatastrophen, insbesondere Erdbeben, Kriege der mykenischen Machtzentren untereinander, vor allem aber der Einfall plündernder und marodierender Stämme, welche, da ihre Raubzüge meisten von See her erfolgten, in einigen Quellen Seevölker genannt werden, mögen den Untergang der mykenischen Kultur besiegelt haben.

Das Löwentor in Mykene, um 1250 v. Chr.

Den Seevölkern folgten in unterschiedlichen Schüben vor allem Dorier – benannt nach dem von ihnen gesprochenen griechischen Dialekt – welche nach und nach bis in den Süden Griechenlands einsickerten und schließlich auch Kreta, Rhodos, Kos und die südwestliche Küste Kleinasiens in Besitz nahmen. Wieder andere Gruppen und Stämme verließen das durch die damaligen Erschütterungen großflächig verödete und entvölkerte griechische Mutterland, um ebenfalls in Kleinasien und den vorgelagerten Inseln neuen Siedlungsraum zu finden.

Diese etwa vom 11.-9. Jh. v.Chr. andauernde, von Turbulenzen, Wanderungsbewegungen und von kulturellen Verlusten, insbesondere der Schriftkultur, geprägten Epoche nennt man gemeinhin die ***„Dunklen Jahrhunderte“***. Dennoch nahm in dieser Zeit eine Entwicklung ihren Anfang, welche für die spätere griechische Staatenwelt der Archaik und der Klassik von zentraler Bedeutung werden sollte: Die allmähliche Formierung der Polis. Wir können diesen Prozess aus Zeitgründen – und nicht zuletzt auch aus Mangel an einschlägigem Quellenmaterial – hier nur in wenigen Umrissen skizzieren. Nach dem Abklingen der Bevölkerungsverschiebungen und Wanderungsbewegungen kehrten die Menschen schrittweise zur bäuerlich-sesshaften Lebensweise zurück, wodurch sich zunächst offene dörfliche Strukturen herausbildeten, welche dann im frühen 1. Jtsd. v.Chr. nach und nach zu größeren geschlossenen Siedlungen wurden. Im Laufe des 9. und 8. Jhs. v.Chr. entwickelten sich daraus mancherorts von Mauern umgebene stadtähnliche Anlagen, was sich auf Grund archäologischer Zeugnisse besonders im griechischen Mutterland recht deutlich erschließen lässt.

Dabei setzte allerdings die naturbedingte Kleinräumigkeit der agrarisch nutzbaren Flächen der territorialen Ausdehnung solcher frühen Stadtanlagen zumeist recht enge Grenzen. Gerade diese Kleinräumigkeit aber sollte in der Entwicklungsgeschichte der Poleis zu einem Charakteristikum werden; nur wenige von ihnen, wie z.B. Athen, Sparta, Korinth u.a. brachten es in der Folgezeit auf eine respektable Größe. Wir werden diesen Aspekt bei der Betrachtung einiger Poleis der klassischen Zeit noch etwas näher betrachten.

Doch was müssen wir uns unter einer **Polis** eigentlich konkret vorstellen? Welche Wesensmerkmale waren es, welche sie zu einer typischen Erscheinung der griechischen Siedlungsgeschichte machten?
Das griechische Wort Polis wird gemeinhin mit *„Stadt“* oder *„Stadtstaat“* übersetzt. Dies ist nicht falsch, trifft jedoch nicht das eigentlich Spezifische und suggeriert unter Umständen sogar das Vorhandensein von Kriterien, die zum Teil von unseren heutigen Vorstellungen dieser beiden Begriffe geprägt sind. Ohne auf diese Problematik und die sie betreffende Forschungsdiskussion näher eingehen zu können, lassen sich folgende wesentliche Merkmale anführen:

1. Zu einer Polis gehörte in rechtlicher Hinsicht ein städtischer Siedlungskern und das diesen umgebende landwirtschaftlich genutzte Land. Folglich existierte auch kein rechtlicher Unterschied zwischen den Bürgern, die das städtische Zentrum bewohnten und denen, die auf dem Lande lebten. Alle auf dem gesamten Territorium ansässigen Menschen waren Träger einer sich selbst verwaltenden Bürgergemeinde, auch wenn ihre Beteiligung an der Macht je nach poltischer Verfassung abgestuft oder unterschiedlich ausgestaltet sein konnte, wie wir zu einem späteren Zeitpunkt noch sehen werden.

2. Eine Polis war im Hinblick auf die Selbstverwaltung also eine politische Einheit, welche sich auf drei Institutionen stütze: Auf die **Bürgerversammlung**, den **Rat** und die **Beamtenschaft**, wobei diese Grundpfeiler dieser politischen Verfassung in ihren Kernkompetenzen unterschiedliche Strukturen aufweisen konnten. Entscheidend für das poltische und soziale Leben innerhalb der Polis war ferner, dass die Beziehungen der Bürger sowohl zu diesen Institutionen, als auch untereinander von dem Recht und den Gesetzen bestimmt waren, welche man sich selbst gab oder die in Einzelfällen von eigens dazu Beauftragten festgeschrieben wurden. Insofern bildete die Gemeinschaft der Bürger auch eine Rechtsgemeinschaft.

3. Dieser inneren Autonomie entsprach andererseits der feste Wille, von außen keinerlei Einmischung in die eigenen politischen Verhältnisse zu dulden und diese Unabhängigkeit – die Griechen benutzen in diesem Kontext stets das Wort ***„Freiheit“*** – notfalls auch mit Waffengewalt zu verteidigen. Autonomie und Freiheit bildeten das unabänderliche Credo einer jeden Polis und zwar unabhängig davon, ob adlige Großgrundbesitzer, aristokratisch gesinnte Eliten oder Demokraten jeweils das Sagen hatten. Jeder, der tatsächlich oder auch nur vermeintlich etwas unternahm, um hieran etwas zu ändern, musste mit

unnachsichtiger Verfolgung oder Verbannung rechnen. Aus der *„allersüßesten Vaterstadt“*, wie die frühen Griechen ihre Polis bisweilen enthusiastisch nannten, für Jahre oder gar lebenslang ausgestoßen zu werden, wurde als eine der schlimmsten Strafen angesehen.

4. Die Polis war schließlich nicht nur eine Gemeinschaft von Bürgern mit politischer Teilhabe, sondern bildete auch eine **Kultgemeinschaft**. Die Begehung religiöser Feste – rein profane Feste gab es nicht –, die Darbringung von Opfern für die zahlreichen Götter und Heroen, die Abhaltung musischer und sportlicher Wettkämpfe, die Organisation von Prozessionen und Schauspielen, jeweils verbunden mit Tanz und Musikdarbietungen, kurzum, die Beachtung und Durchführung religiöser Riten, in die das gesamte öffentliche und private Leben eingebettet waren, gingen jedermann unmittelbar an. Religion und Kult waren, ganz im Gegensatz zu heutigen Vorstellungen, keineswegs *„Privatsache“;* laizistische Denkweisen, in welcher Form auch immer, waren den Griechen vollkommen unbekannt. Ein verbindlicher Festkalender, der das Jahr in seinem Ablauf der Jahreszeiten mit ihren Zyklen von Aussaat und Ernte verlässlich strukturierte, existierte in jeder Polis, folgte allerdings bestimmten religiösen Präferenzen.

Insbesondere die jeweils verehrte **Stadtgottheit** setzte die entscheidenden Schwerpunkte für Feste und kultische Handlungen. In Athen etwa war es die jungfräuliche und kampfesmutige Göttin Athene, die ihre schützende Hand über die Stadt hielt und deren Hauptfest, die Panathenäen, zu den bedeutendsten und aufwändigsten Feierlichkeiten in der gesamten griechischen Staatenwelt zählten. Wo und wie auch immer: Das von allen Bürgern zusammen begangene Fest, der von jedermann bereitwillig getragene Dienst an der Gottheit und schließlich auch das gemeinsame Schmausen und Zechen, von dem niemand ausgeschlossen war, gleichviel welcher sozialen Schicht er angehörte, unterbrachen nicht nur einen für viele oft harten und entbehrungsreichen Alltag, sondern stärkten auch das *„Wir-Gefühl“* und bildeten das Identifikationsmodell schlechthin.

Die Entwicklung und Ausgestaltung dieser soeben mit wenigen Strichen skizzierten Welt der griechischen Polis war im Laufe des 8.Jhs. im vollen Gange, als man begann, die neue Staatsform auch außerhalb des griechischen Mutterlandes zu installieren.
Die Zeit der **großen Kolonisation**, die über zwei Jahrhunderte, also etwa von 750 v.Chr. bis zum Ende des 6. Jhs. andauern sollte, hatte begonnen.
Mit ihr entstanden griechische Niederlassungen im Schwarzmeergebiet, entlang der Adriaküste, in Südfrankreich, an der Ostküste Spaniens, an der nordafrikanischen Küste im Bereich der Cyrenaika, vor allem aber auf Sizilien und in Unteritalien. Die Anziehungskraft welche die größte Mittelmeerinsel und der südliche Teil des italienischen Stiefels auf die Siedler ausübte, muss von Beginn an enorm gewesen sein, was sicherlich mit der Fruchtbarkeit der Böden und der geographisch ungemein günstigen Lage zusammenhing.
Gerade dort entstanden Siedlungsräume, die schließlich derart von griechischer Sprache und Kultur durchdrungen waren, dass man später von *„Großgriechenland“* sprach, um diese *„Neue Welt“* deutlich vom Mutterland zu unterscheiden.
Den Anfang machten in der ersten Phase der Kolonisation die Städte Chalkis und Eretria auf der Insel Euböa. Chalkis gründete 750 v.Chr. mit Kyme die älteste Kolonie, welche am weitesten nördlich an der Küste Kampaniens entstand. Von dort aus gelangten griechische Kulte, aber

auch hochwertige kunstgewerbliche Waren in das nichtgriechische Hinterland. Später wurde Kyme darüber hinaus zu einer wichtigen Getreidelieferantin Roms. Auch Neapolis (*„Neustadt“*), das heutige Neapel, ist eine Gründung der Chalkidier, ebenso wie Rhegion, das heutige Reggio di Calabria an der Straße von Messina. Auch von Eretria, dem anderen wichtigen Hauptort Euböas, gingen zahlreiche Koloniegründungen aus, etwa auf der Chalkidike, den drei fingerförmigen Halbinseln im Nordosten Griechenlands.

Gegen Ende des 8. Jhs. übernahmen Städte wie Achaia, Korinth, Megara und andere die Regie und wurden zu Mutterstädten mancher Niederlassungen in den heutigen Regionen Apulien und Kalabrien, vor allem aber auf Sizilien: Die gegenwärtig wirtschaftlich bedeutenden Küstenstädte wie Agrigent, Gela und Syrakus gehen auf jene Gründungen zurück. Das von korinthischen Siedlern gegründete Syrakusai sollte im 5. und 4. Jh. v.Chr. zu einer der blühendsten und mächtigsten Metropolen im Mittelmeerraum werden. Das kleinasiatische Milet schließlich, schon seit dem 9. Jh. v.Chr. eine wichtige Hafen- und Handelsstadt sowie Drehscheibe für Kulturtransfer zwischen Ägäis und Vorderem Orient, wurde mit der Gründung von angeblich rund 90 Tochterstädten zu einem regelrechten *„Motor“* der Kolonisation. Von den Kolonien an der Ostküste Spaniens und der südfranzösischen Küste soll hier stellvertretend nur Massalía, das heutige Marseille genannt werden, eine Gründung der kleinasiatischen Stadt Phokaia um 600 v.Chr..

Wir sehen: Die Geschichte nicht weniger Städte im mediterranen Raum begann bereits vor mehr als 2500 Jahren! „Die Griechen *sitzen an den Küsten des Mittelmeeres wie Frösche um einen Teich“,* witzelte später Platon, der Übervater der griechischen Philosophie, in einem seiner berühmt gewordenen Dialoge. Ein weiterer historischer Aspekt der griechischen Kolonisationsbewegung liegt darin, dass die Polis zur einem fortan nicht mehr wegzudenkenden Modell der antiken Stadtgeschichte wurde. Die der Polis innewohnende Idee der Bürgerbeteiligung markierte im Übrigen den fundamentalen Unterschied zu den von Burgen und Palästen aus regierten Siedlungen der untergegangenen mykenischen Welt, deren Herrschaftsstrukturen denen der altorientalischen Staatenwelt mit ihren Stadtfürsten und Priesterkönigen weit mehr ähnelten.

Nun noch einige Bemerkungen zur Planung und Vorbereitung eines Kolonistenzuges. Bevor man ein Schiff bestieg, um sich auf eine oft gefahrvolle Seereise in die Fremde zu begeben – man denke nur an das Risiko, in Seenot zu geraten oder Piraten in die Hände zu fallen – wählte man einen Anführer, oft einen Adligen, dem nach Möglichkeit ein erfahrener Ka-

Die Pythia von Delphi antwortet einem Ratsuchenden.Trinkschale. Um 440 v. Chr. Ø 32 cm, Berlin.

pitän zur Seite stand. Diese sorgten für die Ausrüstung und die Rekrutierung der aus Bauern, Handwerkern und einigen Kriegern bestehenden Mannschaft. Zu der wichtigsten Maßnahme gehörte noch die Befragung des Orakels von Delphi zu den Erfolgsaussichten des Unternehmens. Das Heiligtum des Gottes Apollon, welches durch die Priestern Pythia zu den Ratsuchenden sprach, entwickelte sich zwischen dem 8. und 6. Jh. v.Chr. zu einem regelrechten Informations- und Koordinationszentrum in Sachen Kolonisation, da die Kolonisten im Falle einer geglückten Neugründung zum Heiligtum zurückkehrten, um dort Bericht zu erstatten und der Gottheit zum Dank wertvolle Weihegaben zu stiften sowie die Priesterschaft mit Spenden zu bedenken.
Die delphische Kultstätte mauserte sich daher mit der Zeit zu einem höchst erfolgreichen Unternehmen, in welchem religiöse, politische und wirtschaftliche Interessen zusammenflossen. Letzeres wurde zu einem Kennzeichen vieler Kultstätten in der griechischen Welt.

Man sieht an dieser Stelle erneut: Eine Trennung von Religion und Politik, aber auch von Kult und Kommerz gab es nicht!

Einen weiteren überaus wichtigen Aspekt haben wir abschließend noch zu bedenken. Was waren eigentlich die Gründe für diesen massenhaften Exodus? Was trieb viele Menschen dazu, ihrer Heimat den Rücken zu kehren und die Geborgenheit ihrer vertrauten Polis aufzugeben?

Auf diese Fragen sind zahlreiche Antworten möglich: Abenteuerlust und Entdeckerfreude, die Hoffnung auf märchenhafte Handelsgewinne, zum Teil sicher auch aufgeheizt durch phantasievoll ausgeschmückte Berichte und abenteuerlich gesponnenes Seemannsgarn mögen eine Rolle gespielt haben. Nicht selten werden auch innenpolitische Turbulenzen, Machtkämpfe rivalisierender Gruppen zu einer erhöhten Anzahl politisch und gesellschaftlich in Ungnade gefallener Individuen geführt haben, für die die Beteiligung an einem Kolonistenzug der letzte Ausweg zu sein schien. In den meisten Fällen wird jedoch – hierin ist sich die Forschung weitgehend einig – die nackte existentielle Not, insbesondere innerhalb des Bauernstandes, den Ausschlag gegeben haben.

Zu den bedrückendsten Realitäten im Leben derjenigen, die als Kleinbauern (die überwiegende Mehrheit der damaligen Bevölkerung!) ein zumeist kümmerliches Dasein fristeten, gehörte neben Hunger und Mangelernährung vor allem die ständige Gefahr, in **Schuldknechtschaft** zu geraten.

Wie war es dazu gekommen? Im Laufe des 8./7. Jhs. v.Chr. waren adlige Sippen, vertreten durch ihre Oberhäupter, allmählich zu den eigentlichen Trägern des politischen und wirtschaftlichen Lebens geworden. In einer durch und durch agrarisch geprägten Gesellschaft konnten sie als Großgrundbesitzer mittels ihrer personellen und ökonomischen Ressourcen einen immer größeren Einfluss auf die Lebensbedingungen und Produktionsweisen der – an sich freien – Kleinbauern ausüben.

Etwa ab der Mitte des 8. Jhs. v.Chr. führten eine **rapide Bevölkerungszunahme** sowie durch ungünstige klimatische Bedingungen entstandene Missernten zu einer erheblichen Verschlechterung der Situation großer Teile der Landbevölkerung. Die ohnehin recht kleinen und kargen Anbauflächen warfen immer geringere Erträge ab, die für eine angemessene Subsistenzwirtschaft nicht mehr ausreichten, geschweige denn noch Gewinne ermöglichten. Verschärft wurde diese Entwicklung weiterhin noch durch das damalige Erbrecht, wonach ein Landlos zwischen den Söhnen des verstobenen Bauern aufzuteilen war, was zu einer zusätzlichen Aufsplitterung des bebaubaren Bodens führte.
Die Folge war eine ständig ansteigende Verschuldung der Bauern, welche kleine oder gerade mittlere Anbauflächen bewirtschafteten. Sie verpfändeten zunächst ihrer Ackerscholle an einen Großgrundbesitzer, um ein Darlehen, häufig in Form von Saatgut, zu erhalten, um so wenigstens die kommende Erntesaison zu sichern.

Fielen dann die erwarteten Erträge in Folge von Missernten, Kriegswirren, Krankheit oder Tod von Familienangehörigen nur gering oder völlig aus, blieb als letzter Weg oft nur, sich noch etwas *„auf den Leib zu borgen“*, wie es im damaligen Sprachgebrauch hieß. Konnte dann auch dieses Darlehen nicht zurückgeführt werden, war der Gläubiger berechtigt, den Schuldner und – bei entsprechender persönlicher Mithaftung – sogar dessen Familienangehörige als Sklaven zu verkaufen.

Wir wissen aus zuverlässigen Quellen, dass z.B. in Attika um 600 v.Chr. nahezu der gesamte kleine und mittlere Bauernstand in der beschriebenen Art und Weise verschuldet war, was ein konfliktgeladenes Szenarium heraufbeschworen hatte. Unter dem Eindruck eines bevorstehenden Bürgerkrieges wurde es nun auch den raffgierigsten Großgrundbesitzern recht mulmig zumute.

In dieser explosiven Situation wählte man, entscheidend auch auf adlige Initiative hin, im Jahre 594 v.Chr. einen Mann namens **Solon** (geb. um 640 v.Chr.) zum Streitschlichter und stattete ihn mit besonderen Vollmachten aus. Der frisch Gekürte, von Hause aus eigentlich Dichter und Lyriker, gleichzeitig aber auch ein erfolgreicher Kaufmann, erkannte sogleich, dass nur eine *„Radikalkur“* würde Abhilfe schaffen können und entschloss sich zu einem in der bisherigen Sozialgeschichte wohl einmaligen Schritt: Er annullierte kurzerhand alle bäuerlichen Schulden und ließ die bereits in die Sklaverei geratenen Bürger auf Staatskosten freikaufen. Ferner verbot er die gängige Praxis des *„sich auf den Leib Borgens“* und schaffte hierdurch die Schuldknechtschaft ab. Zu einer Neuverteilung des Bodens, ursprünglich wohl ein weiteres Ziel Solons, kam es aber nicht. Immerhin soll er noch eine Höchstgrenze für den Erwerb von Grundbesitz durchgesetzt haben.

Kommt uns die damalige, nahezu ausweglose Situation im Hinblick auf die aktuelle Schulden- und Finanzkrise Griechenlands nicht irgendwie bekannt vor?

Zu Beginn des 6. Jhs. v.Chr. konnten die radikalen Maßnahmen eines couragierten Sozialreformers den Weg in den Abgrund noch stoppen.
Heute hingegen droht die für die gesamte abendländische Kultur einst so brillante Ideengeberin zu einer schweren Belastung und Zerreißprobe für die europäische Gemeinschaft zu werden.

Ist dies nicht eine bittere Ironie der Geschichte?

Philosophie: *"Vom Mythos zum Logos"*

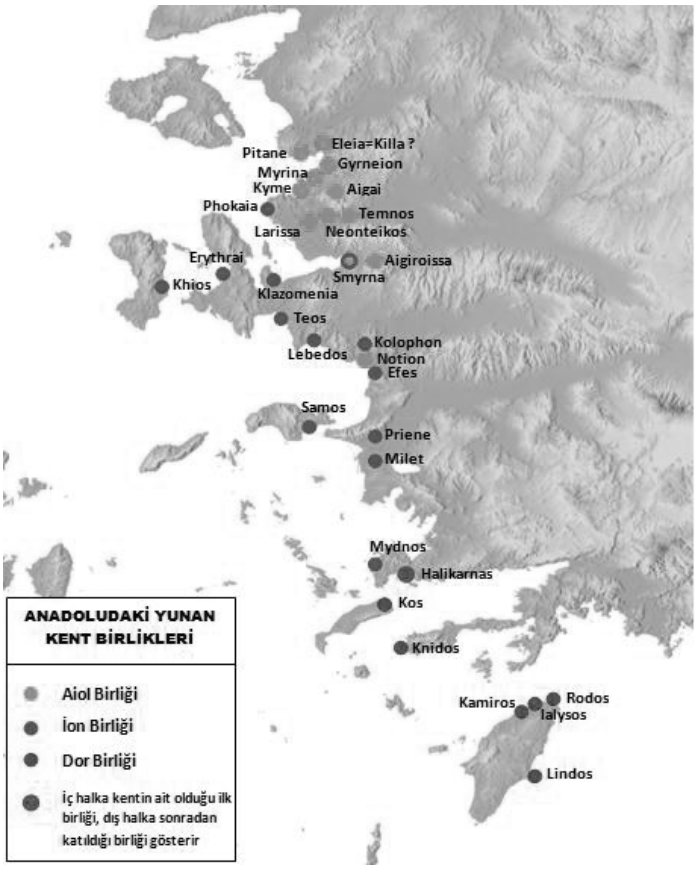
Was meint das: Vom Mythos zum Logos?
Ein Mythos erklärt die Welt, er erklärt, warum das Leben so ist, wie es ist, warum die Vorgänge in der Natur so sind, wie sie sind – sie sind so durch das Wirken der Götter.
Wenn es regnet, blitzt, donnert, die Sonne auf- oder untergeht, die Ernte schlecht oder gut, man krank oder gesund ist, ob Krieg oder Frieden herrscht – der Mythos erklärt das und vieles mehr aus dem Verhalten, der Zufriedenheit oder Unzufriedenheit der Götter. Daher war man gut beraten, sich mit ihnen gut zu stellen, z.B. ihnen zu opfern und ihnen in Kulten Achtung, Ehre und eigene Unterwerfung zu erweisen. In diesem mythischen Weltbild hatte der Mensch ein unausweichliches, von ihm nur anzunehmendes Schicksal, in das man durch Befragung von Orakeln und die Interpretation von Sternenkonstellationen durch Sterndeuter Einblick nehmen konnte. Horoskope und Astrologie sind Überbleibsel jener fernen Tage des mythischen Weltbildes.
Mit den Werken Homers, *„Ilias"* bzw. *„Odyssee"*, oder der *„Theogonie"* des Hesiod erhalten wir eine genaue Einsicht in das Wirken der griechischen Götter – und werden den Eindruck nicht los, dass die Götterwelt mit ihren Streitereien, mit ihren Begierden, Intrigen, Liebschaften und Eifersüchteleien usw. nur ein Abbild der Menschenwelt ist.
Das kritisiert auch **Xenophanes** (etwa 570 v. Chr. geboren). Ihn nennt man den *„Sturmvogel der griechischen Aufklärung"*, denn er ist Vertreter einer Zeit des Wandels, die im 5./6. Jhrdt. v. Chr. deutlich zutage tritt. In seinen Schriften nimmt er die Ideen der 2000 Jahre später auftretenden Religionskritik vorweg. So meint er, nicht die Götter hätten die Menschen, umgekehrt, die Menschen hätten die Götter geschaffen: *„Wenn die Pferde Götter hätten, sähen sie wie Pferde aus".*
Damit waren Gedanken formuliert, die nicht mehr versuchten, das Wirken der Götter in der Welt, in den Vorgängen zu verstehen, sondern die Welt und die Vorgänge selbst.

Vor etwa 2.600 Jahren beginnt etwas, was heute *„Zeit des Erwachens"* genannt wird. In dieser Zeit, etwa um 600 v. Chr., als die alten Hochkulturen Ägyptens, Mesopotamiens, Indiens oder Chinas schon Jahrtausende alt waren, beginnt ein Prozess, der alte Mythen nach und nach zerstört und dem Denken, dem Staunen, dem Zweifel und der Rationalität einen Raum gibt. Das mythische Denken ist ursprünglich-bildhaft, es personifiziert Vorgänge und Ereignisse und kennt daher weder Gesetzmäßigkeit noch Kausalität – während mit *„Logos"* das begrifflich-kategoriale Denken, die beweisende Vernunft im Denken gemeint ist.

„Vom Mythos zum Logos" – eine bis heute unglaublich wichtige Zeitenwende.
Während in dieser Zeit des Umbruchs in Palästina die Propheten auftreten, Zarathustra in Persien die Welt als Kampf des Guten mit dem Bösen beschreibt, Laotse und Konfuzius in China oder Buddha in Indien ihre Lehren vom wahren Weg zum Glück lehren, entsteht in Griechenland die Philosophie, womit zunächst nur das allgemeine Streben nach Wissen gemeint ist. Erst später wird daraus die *„Liebe zur Weisheit"*, wie sie übersetzt heißt.
Denn zunächst geht es um das Erkennen des Wesens der Wirklichkeit, um das Sein. So entwickeln sich aus der Philosophie die Wissenschaften, anfangs vor allem die Mathematik, Geometrie, Physik, Mechanik, Astronomie oder Kosmologie.

Hier bilden sich Gedankengebäude, die alles Wirkliche aus Prinzipien ableiten wollen, um so den Mythos zu überwinden. Wenn man an das Wirken der Götter nicht mehr so recht glauben kann oder will, stellten sich ja auch vollkommen neue Fragen:
Woraus ist die Welt gemacht? Was hält sie zusammen? Was sind die Prinzipien des Seins? Folgt die Natur irgendwelchen Gesetzen? Können wir die Welt erkennen – und falls ja, wie und was?
Oder anders gefragt: Wie kommt die Welt, das, was mich umgibt und außerhalb meines Körpers existiert, in meinen Kopf?

Welt- und Naturerkenntnis einerseits und andererseits, wenn auch noch nicht zentral die Frage, wie der einzelne Mensch ein glückliches Leben führen kann und was er dafür tun muss – letztlich natürlich auch, was ein glückliches Leben eigentlich ist. Der Versuch, Fragen mit den Mitteln des Denkens und der Vernunft zu klären und den Schritt von einzelnen Beobachtungen zu Theorien zu vollziehen, macht die griechische Philosophie der Antike, die vielfältige Einflüsse der Kulturen des Ostens aufgenommen hat, so weltstürzend und faszinierend bis heute.
Der Ursprung der Philosophie liegt in den griechischen Kolonien der kleinasiatischen Westküste, vor allem Milet, Samos, Abdera oder den griechisch besiedelten Gebieten Süditaliens und Siziliens, wie Elea und Akragas – hier entstehen Philosophie und Wissenschaft, wobei beide nicht voneinander zu trennen sind.
Die ersten Philosophen werden *„Vor-Sokratiker"*, aber vor allem nicht umsonst *„Naturphilosophen"* genannt. Denn sie suchen nach einem Verständnis der Natur, nach Prinzipien und Ordnung hinter der verwirrenden Vielheit.



Die Antike: Teil 1 - Griechenland

Sie finden die Urgründe (*arché*) zunächst im Bereich des Materiellen. Es eint sie trotz aller Unterschiede die Überzeugung, dass es einen bestimmten Urstoff, ein Element geben müsse, der die Welt formt, zusammenhält und aus dem alle Dinge entstanden sind und in die sie auch weder zurückkehren würden.

Die ionischen Städte an der Küste Kleinasiens sind damals blühende Gemeinwesen. Die mächtigste und wichtigste ist Milet als Ausgangs- und Endpunkt wichtiger Karawanenstraßen bis in das Innere Asiens. Milet ist wirtschaftlich bedeutend – und es ist geistig und kulturell bedeutend, denn mit den Waren kommen viele Kenntnisse aus dem Osten zu den Griechen. Es hat sich hier eine Schicht von Gebildeten entwickelt, deren Herausragendste *„sophoie“, „Weise“*, genannt wurden.

Einer der berühmtesten ist **Thales aus Milet (624-546 v. Chr.)**, den man den ersten der 7 Weisen Griechenlands und den ersten Philosophen nennt.

Thales aus Milet (etwa 624-546 v. Chr.)

Am Anfang der Philosophie steht Staunen:
Warum gibt es überhaupt irgendetwas, woraus ist es gemacht und woher ist es gekommen? Ist die Welt in zwei Teile getrennt, Geist und Materie – und falls ja, ob und wie hängen sie zusammen? Hat die Welt einen Zweck, ein Ziel? Woher kommt die Welt?

Wir glauben heute, geprägt durch religiöse Vorstellungen der abrahamitischen Religionen, dass Gott die Welt aus dem Nichts geschaffen hat.
Das ist dem griechischen Denken zumeist vollkommen fremd: Dort geht man davon aus, dass aus nichts auch nichts entstehen kann, also dass *„etwas“* schon immer vorhanden ist. Am Anfang des griechischen Mythos steht daher das *Chaos* (heute würden wir sagen: ungeordnete und ungeschaffene Materie), das dann von den Göttern geordnet und belebt wurde…
Thales ist Mathematiker, Astronom und ein Denker, der weit gereist ist und viele Kenntnisse aus Ägypten und dem Orient verarbeitet. Den Satz des Thales, wonach alle Dreiecke über dem Durchmesser eines Kreises rechtwinklig sind, lernt heute jeder Gymnasiast im Geometrieunterricht. Er sagt die Sonnenfinsternis am 28. Mai 585 v. Chr. durch Berechnung voraus und maß die Höhe der ägyptischen Pyramiden, indem er ihre Schatten mithilfe eines Stabes zu dem Zeitpunkt gemessen hat, wo der Schatten des Stabes mit seiner realen Höhe und daher der der Pyramiden identisch waren.
Thales ist der erste, der nach dem Ursprung, dem Urstoff aller Dinge, nach dem Prinzip alles Seienden, der *„Arché“* fragt – kurz: Könnten wohl alle realen Dinge durch Umwandlung aus einem einzigen Stoff entstanden sein?

Die Unterschiede, die wir ja zwischen den vielen Dingen erkennen, würden dann nur Oberfläche sein, während im Grunde alles mit allem eine gleiche Herkunft teilte. Er findet den Urgrund, den Urstoff im Wasser, Wasser sei an allem Werden und Vergehen beteiligt. Ursprung und Endziel des Alls sei das Wasser, alle Dinge entstünden aus sich verfestigendem Wasser und würden auch wieder dazu. Alle Dinge bewegten sich und seien im Fluss. Das Wasser sei mit göttlicher Kraft versehen: *„Alles ist voller Götter“.* Wie er das alles genau meint, wissen wir nicht, weil es von den frühen Philosophen nur Fragmente, manchmal nur einzelne Sätze gibt.
Wasser als Urstoff allen Seins – ist das für uns heute mehr wert als ein Achselzucken? Ja, das ist ein riesiger Gedanke: Denn trotz aller Unterschiede in den Dingen gibt er die Antwort: Alle Materie ist eins! Die Welt ist eine Einheit! *„Erkenne dich selbst“,* dieser Spruch über dem Apollo-Tempel von Delphi soll von Thales stammen. Früh also schon die Frage, wie der Mensch glücklich leben kann.

Anaximander (610-545 v. Chr.)

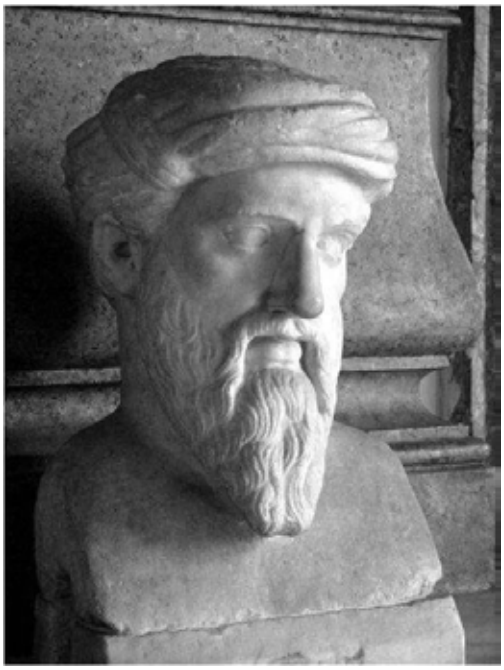
Gut mit ihm bekannt, war der 2. aus Milet stammende Philosoph, **Anaximander (610-545 v. Chr.)**. Er soll die erste Erdkarte entworfen, einen Himmelsglobus konstruiert haben und entwickelt den Gedanken, dass die Erde frei im Weltraum schwebt und Sonne und Sterne nicht verschwinden, sondern sich nach ihrem Untergang auf der anderen Erdseite befinden. Auch er sucht nach Erklärungen für das beobachtbare Werden und Vergehen in der Natur – und ist der Ansicht, dass das, aus dem alles geschaffen ist, ganz anders sein muss als das Geschaffene selbst. Da das Geschaffene stofflich und endlich ist, muss das, was davor ist, unendlich und unstofflich, kann also nicht Wasser sein. Er stellt sich also einen nicht-stofflichen Urgrund vor, den er *„Apeiron“*, das Unendliche und Unbegrenzte nennt, eine Grundsubstanz des Universums, in der Stoff und Geist noch nicht getrennt sind. Aus dem Unbegrenzten entstehe alles Werden und Vergehen, wodurch er der erste war, der vom Göttlichen als dem Ursprung allen Seins sprach.

Und schließlich der dritte aus Milet: **Anaximenes (575-525 v. Chr.)**, er erhebt die Luft zum Ur-Stoff. Wasser hält er für verdichtete Luft, denn aus Verdichtung oder Verdünnung der Luft entstehen alle Stoffe, auch unsere Seele. Wie Thales setzt er ein Primat des Stofflichen als Ur-Grund allen Seins.

Die unschätzbaren Verdienste der drei Milesier bestehen in dem erstmaligen Versuch, durch rationales Denken die Vielfalt der Erscheinungen der Welt auf ein einziges Urprinzip zurückführen zu wollen, was sie oft in Konflikt mit den offiziellen Religionen ihrer Städte brachte.

Wenige Seemeilen von Milet entfernt, auf der Insel Samos, lebt **Pythagoras (570-496 v. Chr.)**, den wir alle wegen seines Lehrsatzes vom rechtwinkligen Dreieck und der lautquantitativen Beziehungen in der Musik kennen. Er meint: *„Die Zahl ist das Wesen aller Dinge“*, womit er den Urgrund nicht mehr im Stoff, sondern in der Form sieht und ausdrückt, dass die Prinzipien der Mathematik zugleich die Prinzipien der Dinge seien.

Zugleich wird die Unterscheidung zwischen wahrnehmbarer und gedachter Wirklichkeit, also die zwischen



Pythagoras (570-496 v. Chr.

Wesen und Erscheinung gemacht. Und der Bereich, der keiner Beobachtung zugänglich und daher spekulativ ist, steht höher als die Welt der wahrnehmbaren Dinge.

Mit der abstrakten Zahl taucht zum ersten Mal ein reines Gedankending als philosophisches Prinzip auf. Pythagoras beschäftigt sich mit Gesetzmäßigkeit und Form – und obwohl bei den Pythagoreern oft die Zahl mit Zahlenmystik einhergeht, erscheint hier auch erstmals der die Neuzeit und moderne Naturwissenschaft prägende Gedanke, dass Naturgesetze mathematisch formuliert werden können.
Beweisende Mathematik ist eine antike griechische Erfindung.
Die Welt ist ein harmonisches Ganzes, ein ewiges, lebendiges, göttliches Wesen, das Pythagoras *„kosmos“* (*Schöne Ordnung*) nennt, weshalb auch seine (und viele nachfolgende) ethischen Lehren von Harmonie geprägt sind: Tugend als Harmonie der Seele ist nur durch strenge Selbstzucht zu erreichen. Die Seele hält er für unsterblich, durch Reinkarnation ist sie so lange an einen Körper gefesselt, bis sie durch Reinigung in der Askese wieder ganz Geist werden und in den Kosmos aufgehen kann. Pythagoras ist Stifter eines philosophisch-religiösen Ordens, der an Seelenwanderung glaubt und in Kroton (Süditalien) zeitweise politisch recht einflussreich gewesen ist.
Glauben die Milesier an jeweils einen einzigen Urstoff, aus dem alles besteht und der die Dinge zu dem macht, was sie sind, so ist mit der Frage, wie aus diesem einen Stoff etwas anderes werden kann, das Problem von Veränderung und Werden aufgeworfen.

Heraklit (um 540-483 v. Chr.) ist uns geläufig durch Sätze wie *„Pantha rhei – Alles fließt“, „der Krieg ist der Vater aller Dinge“* oder *„man steigt nicht zweimal in denselben Fluss“*.
Er wird als Aristokrat im wirtschaftlich-kulturell blühenden Ephesus in eine Zeit geboren, als die Perser die ionischen Städte unterwerfen, Milet zerstören und Athen mit Sparta in einem ungewöhnlich grausamen Krieg liegt.
Für ihn ist *„arché“*, der Urgrund, ein allerdings wohl nicht stofflich verstandenes *„Urfeuer“*, aus dem alles Seiende kommt.

Ständiges Werden und Vergehen sei die einzig wahre Aussage, die wir mit Sicherheit über die Welt treffen können. Unsere Sinneseindrücke seien daher zuverlässig. Alles Sein wird und ist geworden im Kampf der Gegensätze – er vertritt damit das genaue Gegenteil der Eleaten, die alles Werden und die Verlässlichkeit der Sinneswahrnehmung bestreiten. Heraklit begründet hinter der

ständigen Veränderung ein einheitliches Gesetz: Ohne schwarz kein weiß, ohne Gesundheit keine Krankheit, kein Hoch ohne Tief, kein Leben ohne Tod – das sei die Einheit, die Harmonie der Gegensätze. Dieses große Gesetz, aus dem sich alle Vielfalt entwickelt, sei Ausdruck des sich in allen Dingen verkörpernden göttlichen Geistesfeuers, das er *„Logos“*, die alles durchwaltende Weltvernunft nennt. Alles Sein und alle Entwicklung entspringe diesem polaren Zusammenwirken gegensätzlicher Kräfte: Einheit in der Vielheit, Vielheit in der Einheit.
Das ist ein Modell der dialektischen Entwicklungslehre, die tiefe Spuren hinterlassen und später Hegel und Marx zum zentralen Bestandteil ihrer Lehren machen werden.

Diese Position ruft nun ihrerseits andere *„Vor-Sokratiker“* auf den Plan, die in Elea in Süditalien leben und daher ***„Eleaten“*** genannt werden.

Die Schule geht auf **Xenophanes (ca. 570 – 475 v. Chr.)** zurück, der sowohl Monotheist als auch Pantheist gewesen ist. Er vertritt in seiner Lehre den Glauben an einen einzigen allgegenwärtigen Gott, der die Einheit des Weltganzen verkörpert und in allem Sein enthalten sei. Hinter der Verschiedenartigkeit der Dinge stände daher das unveränderliche Sein dieses Gottes. Zugleich ist er auch Agnostiker: Er lehrt, dass man nicht wissen könne, ob es einen Gott gebe, weil dessen Existenz außerhalb unserer Erfahrung liege - und man könne auch keine vollkommene Gewissheit über die Natur erhalten, weil unsere Sinneseindrücke trügerisch seien.

Unter seinem berühmtesten Schüler, **Parmenides (um 540 – 570 v. Chr.)**, erlangen die Eleaten hohes Ansehen. Parmenides teilt die Ansicht, dass schon immer *„etwas“* da war, weil aus Nichts nichts werden könne. Und was existiert, kann auch nicht spurlos verschwinden und zu Nichts werden – und nichts kann etwas anderes werden als das, was es eben ist. Daher ist der Gedanke eines Nichts, eines leeren Raumes (Vakuum) undenkbar, denn nur Seiendes könne gedacht werden. Wahrheit und Seiendes lassen sich allein durch den Logos, durch Denken erschließen - Denken und Sein sind identisch.

Er entwickelt Xenophanes` Position der Unveränderlichkeit weiter und behauptet, dass es in der Welt kein Werden, keine Veränderung, keine Vielheit, keine Bewegung gebe – denn wenn etwas würde, wäre es ja vorher nicht. Es gebe nur unveränderliches, beharrendes Sein, und zwar nur ein Sein, in dem Materie und Geist zusammenfallen. Parmenides bringt damit als erster Philosoph Wahrheit und Vernunft, Sein und Schein, Wesen und Erscheinung in einen Gegensatz – denn die Sinne täuschen uns, so dass die Welt, die Wahrheit nur durch reines Denken erfasst werden können.
Sinnes-Erkenntnis ist für Parmenides lediglich *„doxa“*, *„hypothetische Überzeugung“*. Dieser Gegensatz von Sinnes-Erkenntnis und Verstandes-Erkenntnis wird die nachfolgende Philosophie immer wieder beschäftigen und seinen Richtungsausdruck im Rationalismus finden.

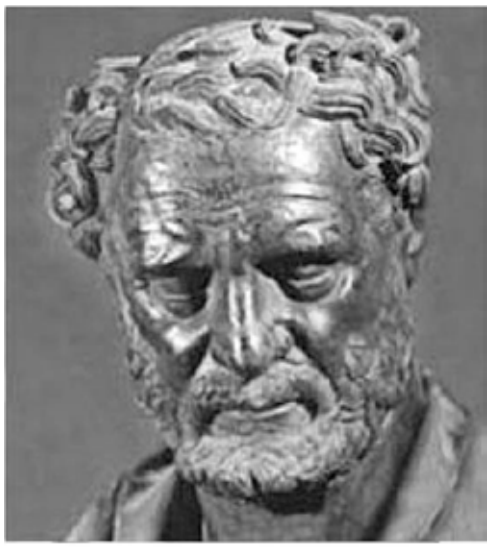
Den Versuch, die bisherigen philosophischen Gegensätze in einer neuen Lehre zu versöhnen, unternimmt der in Akragas (Sizilien, heute Agrigent) geborene **Empedokles (etwa 492-432 v. Chr.)**. Er wird auch der *„Eklektiker“* genannt, weil er sich aus den unterschiedlichen Schulen Bruchstücke entlehnt (von gr. *eklektikos = Auswähler*) und den Gedanken des Mechanischen in die Philosophie einführt. Als Wissenschaftler entdeckt er u.a. die Luft als

eigenständigen Stoff, die Zentrifugalkraft sowie die Ursache der Sonnenfinsternis usw. Zwischen Parmenides und Heraklit setzt er die Vorstellung, dass das Werden aus dem Sein hervorgeht, das aber das Sein selbst unverändert bleibt. Alle Dinge, alles Seiende und ihr Werden und Vergehen ergeben sich aus der Mischung oder Trennung von vier unzerstörbaren, ewigen Elementen/ Urstoffen, die beweglich und teilbar sind: Feuer (Heraklit), Wasser (Thales), Luft (Anaximenes) und Erde. Geht ein Ding zugrunde, löst es sich wieder in die Urstoffe auf, die sich mit anderen erneut verbinden. Er hat das viel später formulierte Naturgesetz von der Erhaltung der Substanz schon damals erkannt.

Als Ursache für Werden und Vergehen nimmt er Liebe und Streit (Anziehung – Abstoßung) an – er unterscheidet also zwischen Stoff und Kraft. Dies und die Grundidee der Elemente hat er im modernen Sinn richtig gesehen, wenn er sich auch in der Zahl der Elemente irrte.
Diese Lehre der *„4 Elemente“* war so überzeugend einfach, dass Aristoteles sie übernimmt und ihr bis ins Mittelalter Geltung verschafft.

Etwa zu der Zeit als Empedokles stirbt, entwickelt ein Philosoph aus Abdera, der bis nach Indien gereist und viel in der Welt herumgekommen ist, eine uns heute hochmodern anmutende Theorie der Urstoffe. **Demokrit (etwa 460-370 v. Chr.)** ist der letzte der großen *„Naturphilosophen“* und Zeitgenosse von Sokrates. Er stimmt denjenigen zu, die meinen, dass die beobachtbaren Veränderungen in der Natur nicht bedeuteten, dass sich wirklich etwas *„veränderte“*. Denn er nimmt an, dass sich die Welt nicht aus den vier Urstoffen zusammensetze. Vielmehr setze sich alles Seiende aus einer ewig bestehenden, unendlichen Menge kleinster, nicht teilbarer, unsichtbarer und unveränderlicher Teilchen zusammen, die er *„Atome“* nennt (*atomos = nicht teilbar*).

Demokrit (etwa 460-370 v. Chr.)



Демокрит

Diese bewegen sich im leeren Raum und unterscheiden sich aber in Form, Größe und Lage. Da sie verschieden angeordnet sein können, ergebe sich daraus die Verschiedenartigkeit der Dinge.
Schauen wir zurück auf das mythische Weltbild, wird deutlich, wie weit entfernt Demokrit von dieser Sicht bereits ist. Die Höhe der Abstraktion im Denken ist faszinierend und zugleich einfach: Heraklit habe recht, alles fließe, die Formen kommen und gehen. Aber hinter aller Veränderung gebe es etwas Ewiges und Unveränderliches: Die Atome. Sie mussten unteilbar sein – denn wenn sie sich immer mehr verkleinerten, müsste am Ende die Natur ja flüssig werden. Dahinter steckt seine Vorstellung, dass die Atome fest und massiv gebaut sein müssten. Und die Atome mussten ewig bestehen und halten – denn nichts kann aus Nichts entstehen. Aber sie konnten auch nicht gleich sein, weil sie sich ja zu einer Vielzahl von Dingen zusammensetzen. Er stellt sie sich daher z.B. rund und glatt, andere dagegen als gekrümmt und unregelmäßig usw. vor. Da sie verschiedene Haken und Ösen hätten, könnten sie sich zu den vielen Dingen zusammensetzen, die wir in der Welt vorfinden, wozu er auch die Seele zählt, die daher auch nicht unsterblich sein kann. Denn mit dem Zerfall eines Dinges verstreuen sich die Atome, schweben im Raum, um sich erneut zu etwas Seiendem zu verbinden.
Demokrit rechnet nicht mehr mit einem *„Geist“* oder einer *„Kraft“* im mythischen Sinn, die in die Naturprozesse eingreifen und die Natur ordnen würde – das einzige sind der leere Raum und die in ihm schwebenden Atome, etwas rein Materielles, weshalb er auch zur Richtung der philosophischen Materialisten gezählt wird.
Alles, was geschieht, habe eine natürliche Ursache, die in den Dingen und in den Prozessen selbst liege. Die Ordnung des Kosmos bestehe in der Ausgewogenheit seiner Teile. Der Mensch, der für ihn ein Mikrokosmos ist, müsse für Ausgewogenheit in seiner Seele durch entsprechende Lebensführung Sorge tragen.

Seine Ethik vermittelt praktische Lebensregeln:
Das Glück hänge nicht von äußeren, sondern von inneren Werten ab; Bildung des Geistes sei im Glück ein Schmuck, im Unglück eine Zufluchtsstätte und schließlich auch, dass Unrechttun unglücklicher mache als Unrechtleiden. Das höchste Ziel sei die *„Ataraxia“*, der unerschütterliche Gleichmut der Seele, weshalb man sich von allen Affekten wie Furcht oder Gier befreien, selbstgenügsam und bescheiden leben, wohltätig und milde gegenüber seinen Mitmenschen sein solle.
Auch hier galt der Grundsatz, wonach allein die Vernunft zu richtigen Erkenntnissen führe.
Der Begriff der *Ataraxia* wird später in der Philosophie noch häufig aufgegriffen werden.

Was bedeuten nun die *„Vor-Sokratiker“*, die *„Naturphilosophen“* heute, 2.600 Jahre später?

Am Anfang einer jeden philosophischen Haltung steht das Staunen, das Staunen über die Welt, das Staunen über Werden und Vergehen und die Frage: Warum, wie, wieso und woher?
Da damals gegebenen Antwortversuche waren verschieden, und viele der damals aufgeworfenen Probleme und Fragen beschäftigen uns noch heute. Viele der heute bestehenden philosophischen Richtungen, ob Idealismus, Realismus, Materialismus oder Skeptizismus usw. haben ihre Wurzeln bereits in der Frühzeit der Philosophie.

Mit ihrem Denken schufen die *„Vor-Sokratiker“* eine Vorgehensweise, die auf Kritik und kritische Reflexion setzte, die Hegel später Dialektik nannte: Eine Schule vertritt eine Position, eine zweite kritisiert diese und entwickelt eine entgegengesetzte, eine dritte kritisiert beide, nimmt auf was richtig scheint, versucht einen Kompromiss und hebt die Widersprüche der vorherigen auf. Dabei vollzog sich das Denken oft in Dualismen wie Wahrheit und Irrtum, Wesen und Erscheinung, Einheit und Vielheit, Chaos und Ordnung, Körper und Geist usw.

Der herausragende Versuch, die Welt zu objektivieren, sie nach und nach aus mythischen Vorstellungen zu lösen, bildete den Beginn von Philosophie und Wissenschaft, die eng verbunden waren.

Es wurde damals ein Weg beschritten, die Welt, die in ihr beobachtbaren Veränderungen und Prozesse aus den Veränderungen und Prozessen selbst zu verstehen und dafür vernünftige Ursachen zu finden.

Die *„Vor-Sokratiker“* schufen eine neue Form der Analyse und Auseinandersetzung zum Verständnis der Welt, die zunehmend als *„kosmos“*, als *„schöne Ordnung*“ begriffen wurde, hinter der naturgesetzliche Regeln aufzufinden oder doch zu vermuten und zu beweisen waren.
Es kommt die Frage nach den Grenzen des menschlichen Wissens auf und wie man Wissen vom bloßen Meinen unterscheidet, wodurch Vernunft und Beweis den Weg zur Verstandeskultur ebnen.
Hier wurde die Basis für die hohe Wertschätzung von Theorie und Theorie-Entwicklung gelegt. Sie gaben der Theorie als auf das Wesen und den Kern der Dinge gerichtetes Denken sowie der Vernunft einen überragenden Stellenwert für das Erkennen der Welt.

Ihr denkerischer Ausgangspunkt war die Vorstellung, dass hinter dem, was wir als Oberfläche durch die (trügerischen) Sinne wahrnehmen können, etwas vorhanden ist, das sich unserer Beobachtung entzieht – aber dennoch vorhanden sein muss, weil sonst Veränderung, Werden und Vergehen nicht erklärbar seien.
Dies zu erklären ist daher nur durch Abstraktion vom Konkreten dem Verstand, der Vernunft, dem Denken zugänglich – das machte den Weg zur Entwicklung der exakten Wissenschaften mit ihren Theorien, Beweisen und abstrakten Vorstellungen als auch zur Metaphysik in der Philosophie frei.
Viele Leistungen der Antike, der griechischen im Besonderen, prägen unsere Kultur, unser aufgeklärtes Denken, unsere Konzepte moderner Wissenschaften und des Zugangs zu den Phänomenen unserer Welt bis heute.

Die antike Architektur Griechenlands

Die Architekturgeschichte ist ohne die Bauwerke des antiken Griechenland nicht zu denken. Die griechische Architekturentwicklung hat in wenigen Jahrhunderten das Verhältnis von Tragen und Lasten, von horizontalen und vertikalen Bauelementen, von geschlossenem und offenem Raum in ein vollendetes Gleichgewicht gebracht und für Generationen von Architekten verbindlich festgelegt. Die Vollendung dieser Entwicklung bestand in dem harmonischen Verhältnis aller Teile eines Bauwerks zueinander. Innerhalb dieses Architektursystems können drei sogenannte Ordnungen unterschieden werden: die dorische, die ionische und die korinthische. Diese Stilmerkmale spielen eine entscheidende Rolle in der Entwicklung der abendländischen Baukunst. Im 16. Jahrhundert innerhalb der italienischen Renaissance wiederbelebt, fanden sie bis ins 20. Jahrhundert hinein Verwendung in der Architektur.

Parthenontempel, Akropolis, Athen, 447-437 v. Chr., historische Fotografie

In dem um 1833 entstandenen Architekturtraktat *„Expédition scientifique de Morée“* wird die Fassade des Apollon-Tempels von Bassai rekonstruiert und ein Querschnitt angelegt, der die zentrale korinthische Säule am Ende der *Cella* zeigt.
Die **Formensprache** der griechischen Architektur basiert hauptsächlich auf Säule und Säulenstellung. Die Ausgestaltung der Innenräume spielt dagegen eine untergeordnete Rolle. Der Bauschmuck bezieht sich hauptsächlich auf die äußere Erscheinung und besteht aus Friesen, Metopen und Giebelfeldern. Der Tempelbau steht im Mittelpunkt während alle anderen Bauaufgaben sich diesem unterordnen müssen und keine besonderen architektonischen Herausforderungen darstellen. Grundsätzlich kann man folgende weitere Bautypen unterscheiden: das Schatzhaus (Thesauros), das kreisförmige Heiligtum (Tholos), das Theater (Théatron), die Säulenhalle (Stoa), der monumentale Eingangsbau (Propyläen), das Zeughaus (Skeuothek), das Versammlungsgebäude der Bürger (Ekklesiasterion) und das Rathaus (Buleuterion).

Exemplarisch stehen aber die **Tempel** für die Innovationskraft der Griechen und für die ästhetischen und philosophisch-religiösen Ideale, die sie zum Ausdruck bringen. Alle anderen Künste, wie die Malerei oder die Bildhauerei müssen sich dem Tempelbau unterordnen und haben ihm zu dienen.

Die Eigenständigkeit der griechischen Architektur beruht auf der Einführung eines den Tempelraum (*Cella*) umziehenden Säulenkranzes. Dieser Säulenkranz (peristasis), der einen – kräftig gegliederten und zugleich *„transparenten“* - Vorhang um den eigentlichen Innenraum des Tempels bildet, ist die herausragende Erfindung der Griechen. Diesen Säulenkranz zu optimieren, richtet sich in der archaischen und klassischen Zeit das Hauptinteresse der Baumeister.

Ausgrabungen auf dem griechischen Festland und auf den Inseln haben die Überreste der frühesten Heiligtümer freigelegt, die aus dem 9. und 8. vorchristlichen Jahrhundert stammen. In Thermos nördlich des Golfes von Korinth, aber auch in Lefkandi und Eretria auf Euboia konnten die frühesten Tempelformen mit säulenartigen Ringhallen nachgewiesen werden. An diesen Fundorten stößt man neben primitiven Rundhütten auf schmale, längliche, häufig ostwestlich ausgerichtete Lehmbauten. Gleichsam in Analogie zu den Hütten haben sie eine abgerundete Rückseite. In Thermos besaßen die Bauten wahrscheinlich strohgedeckte Dachstühle, die wiederum von Mittelstützen getragen wurden. Diese Baut-

en konnten bis zu 12,5 Meter breit und bis zu 30 Meter lang sein. Bis heute ist die Funktion dieser Bauten umstritten. Es können frühe Tempel sein, in denen die Gottheiten der Griechen verehrt wurden, es kann sich aber auch um Begräbnisstätten handeln.

Diese frühe Architektur wurde im Laufe der Zeit durch ein wichtiges Element erweitert: Um die eigentlichen Räume wurden Holzpfosten aufgestellt, so dass ein Säulenkranz entstand. In Lefkandi haben englische Archäologen 1980 diese Entdeckung gemacht. Das sogenannte *„Heroon“* von Lefkandi war 45 Meter lang und 10 Meter breit und wurde wahrscheinlich für den Totenkult benutzt.
Der nächste Schritt war dann die Einführung des **Satteldaches.** Damit taucht auch der **Giebel** auf, der den auf der Frontseite gelegenen Eingang beherrscht. Seine Dreiecksform, die auf die ursprüngliche Holzkonstruktion zurückzuführen ist, wird zu einem der Kennzeichen des griechischen Tempels. Von dieser Urform eines Ringhallentempels führt die Entwicklung zu dem archaischen Prototyp, dem **Apollon-Heiligtum in Thermos**, der am Ende des 7. Jahrhunderts v. Chr. die primitiven Holzkonstruktionen ersetzte. Dieser archaische Tempel war ein Steinbau mit Holzsäulen. Die *Cella* wies eine Reihe von Mittelstützen auf, die die Decke trugen. Er wurde von 5 x 15 Holzsäulen umstellt und hatte eine Länge von 32 x 7 Metern.

Selinunt, rekonstruierte Fassade des Tempels E, 1. Hälfte 5. Jhd.

Der griechische Tempel kann sich nicht ohne Grund so entwickelt haben. Es muss ein Konzept, eine **Symbolik** dahinter stecken, die mit der Zeit immer deutlicher zutage trat und dann als Idealbild bis in die Klassik hinein weiterentwickelt wurde. Wie Ausgrabungen belegen, waren die ersten Tempel des 7. und 8. Jahrhunderts aus Holz errichtet worden. Dieses macht besonders dann Sinn, wenn man bedenkt, dass die frühe griechische Götterwelt immer mit Bäumen, Hainen und Wäldern in Verbindung gebracht wurde. Götterbilder wurden meistens in baumumstandenen Lichtungen oder kleinen Wäldchen aufgestellt und verehrt.

So wurden den einzelnen Göttern verschiedene Baumarten zugeordnet, die auch den Ort markierten, an dem die Gottheit verehrt wurde. So war der heilige Baum der Göttin Athena der Ölbaum, dem Gott Apollon wurde der Lorbeerbaum geweiht und Zeus, dem Göttervater, kam die Eiche zu. An Orakelstätten wurden entsprechende Bäume gepflanzt oder ganze Haine, in denen das Heiligtum stand. Die Verbindung von Heiligtum und Baum oder Wald war also geläufig. So ist die Entwicklung hin zu einem umschlossenen Raum mit einer Reihe von hölzernen Säulen nur all zu verständlich, weiß man um diese Hintergründe. Von hier bis zu den steinernen Tempelbauten ist es dann nur noch ein kleiner Schritt.

Der um 600 v. Chr. erbaute **Hera-Tempel in Olympia** im Zentrum der Rekonstruktion ist ein sogenannter *„hexastylos“* mit 6 x 16 Säulen. In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, dass die Eckstützen in den Zahlenangaben für die Säulen eines Tempels traditionsgemäß doppelt, das heißt, für die Fassaden und für die Langseiten, gezählt werden.

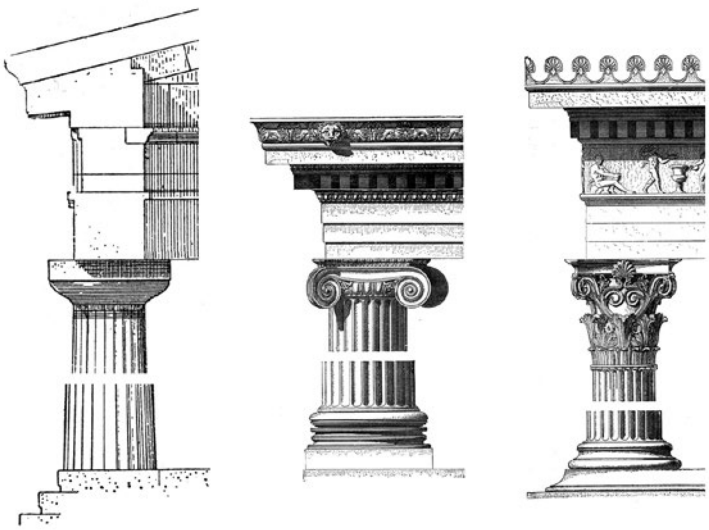
Der Hera-Tempel in Olympia ist für diese Entwicklung ein sehr gutes Beispiel. Der Tempel wurde um 600 v. Chr. erbaut, wurde aber zunächst nicht von steinernen Säulen, sondern von Holzsäulen umstanden. Erst nach und nach wurde die Holzkonstruktion durch eine steinerne ersetzt. So verwandelte sich das Heiligtum allmählich von einem Tempel mit hölzernem Umgang zu einem Bauwerk ganz aus Stein. Das Stein dem Holz vorgezogen wurde, hat natürlich auch eine symbolische Bedeutung: Stein war dem Holz in seiner Dauerhaftigkeit weit überlegen und den ewigen Göttern sollten entsprechend Bauwerke von ewiger Dauer geweiht werden.

Zu Beginn des 6. Jahrhunderts v. Chr. wurde der **Apollon-Tempel in Syrakus** errichtet. Er ist wahrscheinlich der erste ganz in Stein erbaute Tempel, dessen monolithische Säulen die Bauart der Holztempel getreu wiedergeben. Die *Kanneluren* der Säulenschäfte ahmen dabei wohl die mit der Axt bearbeiteten Holzstämme nach.
So vollzieht sich der Prozess der Versteinerung des Tempels nach und nach alle Bauteile des Heiligtums, wobei aber die ursprünglichen für die Holzkonstruktion typischen Formen beibehalten wurden. Das gesamte Dach wurde nun in Stein umgesetzt, wobei die sogenannten Triglyphen verkleidete Balkenköpfe darstellen sollen. Problematisch war die Umsetzung von Holz in Stein da, wo sich die Eigenschaften des Holzes nicht in Stein übertragen ließen. So ist Holz wesentlich geeigneter für eine Dachkonstruktion als Stein, was die Baumeister der Tempel jedoch nicht davon abhielt Holz in Stein zu verwandeln.
Größere Abstände wie zum Beispiel zwischen den Säulen oder die Überdeckung des Innenraumes war nun wesentlich begrenzter als es bei der Verwendung von Holz gewesen wäre. Dies schreckte jedoch die Baumeister nicht ab.

Während sich der Tempel vom Holzbau zum Steinbau entwickelte, verlief parallel eine weit wichtigere Entwicklung ab: Der Säulenkranz, der um den eigentlichen Innenraum des Heiligtums herumläuft, erhielt nun eine neue Gestalt. Das Augenmerk lag auf der Erscheinung der einzelnen Säule, die aus Basis, Säulenschaft und Kapitell besteht. Zwischen Kapitell und Gebälk, das wiederum das Dach trägt, befindet sich noch die sogenannte Abakusplatte. Grundsätzlich können drei Stile unterschieden werden: der **dorische**, der sich hauptsächlich auf dem Festland, in Süditalien und auf Sizilien vertreten war, der **ionische**, der sich hauptsächlich auf Kleinasien und den Inseln beschränkte und der dritte, **korinthische**, der ebenfalls zunächst in Kleinasien auftauchte.

Eine Sonderform bildete das aiolische Kapitell, das sich in der archaischen Zeit zu Anfang des 6. Jahrhunderts herausbildete und erstmals an der Nordwestküste Kleinasiens in Erscheinung trat. Bei dieser Kapitellform erkennt man noch am ehesten die Verwandtschaft der Säule mit dem Baum. Mit seinen beiden aufsteigenden

Voluten erinnert es an Palmwedel. Diese Sonderform eines Kapitells bestätigt eindeutig die Verwandtschaft der Säule mit einem Baum oder wie hier mit einer Palme. Über Jahrhunderte konzentrierten sich die Baumeister auf die Einzelformen der Tempelarchitektur wie Säulenbasis, Säulenschaft, Kapitell, Abakusplatte und dem Gebälk mit den Triglyphen und Metopen.



Dorische Ordnung links, ionische Ordnung Mitte, korinthische Ordnung rechts

Bei der **dorischen Säule** besteht das Kapitell nur aus einer Art Wulst, im griechischen *„Echinus“*, was soviel wie Seeigel bedeutet. In der Frühzeit des dorischen Tempels war dieser Wulst besonders breit ausladend ausgebildet. In klassischer Zeit immer straffer und zurückhaltender geformt ist. Als Bindeglied zwischen Säulenschaft und Gebälk vermittelt er zwischen vertikaler Säule und horizontalem Architrav. Die dorische Ordnung zeichnet sich weiter durch eine besondere Rhythmisierung des Gebälks aus. Über einer jeden Säule befindet sich eine sogenannte Triglyphe, übersetzt Dreischlitzplatte, die die ursprünglich hölzernen Balkenenden symbolisieren. Zwischen den Triglyphen befinden sich die sogenannten Metopen, die oft mythologische Szenen tragen. An den Ecken des Tempels befinden sich als Bauschmuck noch die sogenannten Akroterien, die zu den Dreiecksgiebeln überleiten.

Die **ionische Ordnung**, die sich in der Zeit um 590 v. Chr. entwickelt hat, ist durch schlankere Säulenschäfte gekennzeichnet, die eine sogenannte Enthasis, eine leichte Bauchung im unteren Drittel der Säulen aufweist. Anders als die dorische Säule besitzt die ionische Säule eine Basis, bestehend aus einer Hohlkehle – Trochilus – zwischen zwei Wülsten – Torus. Das ionische Kapitell ist wesentlich aufwendiger gestaltet als das dorische und besteht aus zwei seitlichen Voluten, die einen Palmettenfries zwischen Perlstäben rahmen. Der Architrav gliedert sich in drei nach oben leicht vorspringende sogenannte Faszien, die übereinander gelegte Holzbohlen andeuten.

Darüber befindet sich ein Bilderfries, der um das ganze Bauwerk herumläuft. Das wenig profilierte Gesims weist gelegentlich einen Zahnschnitt auf, der von den Balkenköpfen der Holzarchitektur abgeleitet ist. Das ionische versteinerte Gebälk zeichnet sich im Vergleich zum dorischen Gebälk durch seine größere Leichtigkeit aus. Insgesamt ist der ionische Stil durch die Feinheit, Grazie und Fülle seiner Dekoration gekennzeichnet.

Der dritte Stil ist der **korinthische**, der mit dem ionischen verwandt ist. Säulenbasis und Säulenschaft sind ähnlich gestaltet. Allein das Kapitell der korinthischen Ordnung weicht vom ionischen deutlich ab. Es besteht aus einem Kranz von Akanthusblättern, dem deutschen Bärenklau. Zwischen den einzelnen Blättern wachsen noch eingerollte Volutenpaare empor, von denen die letzten vier die Ecken des Kapitells markieren und zur Abakusplatte überleiten. Bemerkenswert ist auch, dass die verschiedenen Ordnungen nicht auf ihren Ursprungsort beschränkt bleiben, sondern durch den intensiven kulturellen Austausch zwischen dem griechischen Kernland, den Inseln und den Kolonien in ganz Großgriechenland verbreiteten. So konnten dorische Tempel wie der Apollon-Tempel in Bassai oder der Athena-Tempel in Paestum sehr wohl im Inneren ionische Säulen haben. Gerade der Austausch zwischen den verschiedenen geographischen Gebieten und der Einsatz der verschiedenen Ordnungen zeigt die bemerkenswerte Kreativität der griechischen Baumeister.

Der griechische Tempel weist aber noch einen weiteren Aspekt auf, der für Jahrhunderte die Architekturentwicklung prägen sollte, den Bauschmuck. Über die plastische Bearbeitung der Kapitelle und Metopen verfügte der Tempel noch über einen weiteren Ort, der für skulpturalen Schmuck wie geschaffen war, die beiden Giebel der Tempelfronten. Hier ging es aber nicht nur um eine dekorative Ausnutzung der Fläche, sondern um einen kosmologisch-religiösen Aspekt, der den Tempel erst zu einem Sitz der Götter machte. Hier ist der Ort, wo die Mythen der Griechen ihre anschauliche Präsenz erhielten. Das phantastische Personal des griechischen Götterhimmels, wie Gorgonen und Medusen, Kentauren und Kyklopen, Harpyen und Erinnyen, Chimären, Sirenen und Sphingen stehen unter dem Blick der Götter den Menschen gegenüber. Aber nicht nur einzelne Figuren sondern ganze Szenen der Mythologie werden hier dargestellt. Der Kampf der Giganten gegen die Götter, die Schlacht der Amazonen, der Zweikampf zwischen Penthesilea und Achilleus oder der Kampf zwischen den Lapithen und Kentauren veranschaulichen den ewigen Kampf von Gut und Böse, den Kampf des Menschen gegen Maßlosigkeit und Unvernunft.

Höhepunkt eines jeden Tempels war natürlich die majestätische Skulptur der Gottheit selbst, die sich im Inneren des Tempels an zentraler Stelle befand. Ihr zu Ehren wurden sogenannte Koren gestiftet, Bildnisse junger Frauen oder Männer, die Schönheit und Lebenskraft ausstrahlen.
Die Koren, die von Archäologen auf der Akropolis von Athen gefunden wurden, spiegeln das Verständnis ihrer

Spender wider. Höchste Vollkommenheit in Ausdruck und Haltung sollte die Götter milde stimmen. Diese Figuren sind deshalb so gut erhalten, weil die Athener Bürger ihre Geschenke an die Götter vergraben hatten, bevor die Stadt von den Persern im Jahre 480 v. Chr. erobert und geplündert wurde.

Indem diese glanzvollen Repräsentanten einer neuen Kultur zwischen dem großartigen, in der Einsamkeit des *"adyton"* unzugänglichen Götterbild und den unheilabwehrenden Fratzen der Sphingen oder den die Barbarei symbolisierenden Giganten vermitteln, verwandelten sie den griechischen Tempel in einen Ort der Ausgewogenheit und des Gleichmaßes.
Als beruhigender Pol steht das Heiligtum zwischen dem Makrokosmos der Astronomen und dem Mikrokosmos der Physiker (Philosophen), den beiden unfassbaren Geheimnissen, deren Erforschung sich die vorsokratischen Denker verschrieben hatten.

Der Kalbträger von der Akropolis, Athen, Akropolis-Museum

Während die frühen Koren noch durch ihre Strenge beeindrucken, so entwickelt sich die Skulptur hin zu fast lebendigen Wiedergaben menschlicher Körper.

So stellt der *„Blonde Kopf“* aus dem Akropolis-Museum in Athen einen absoluten Höhepunkt innerhalb der Skulpturenentwicklung dar.

2. Teil der Vortragsreihe: Griechenland in klassischer Zeit (ca. 500 - 338 v. Chr.), Teil I

Die politische und gesellschaftliche Ordnung

Kehren wir zu Beginn dieses Themenabends noch einmal kurz zum Modell der griechischen Polis in allgemeiner Form zurück.
Wir hatten die Wesensmerkmale dieses in archaischer Zeit (8.-6. Jh. v.Chr.) entstandenen neuartigen Systems des politischen und sozialen Miteinanders zu bestimmen versucht, als eine nach außen freie und im Inneren autonome Bürgergemeinde, welche sich als poltische Einheit verstand und sich hierbei im Wesentlichen auf drei Institutionen stützte, nämlich Bürgerversammlung, Rat und Beamtenschaft.
Wir hatten ferner gesehen, dass die Bürger einer Polis im Rahmen einer autonomen Gesetzgebungskompetenz sowie durch die gemeinsame Gestaltung des religiösen Lebens, welches mit der politischen Sphäre stets untrennbar verbunden war, auch eine Rechts- und Kultgemeinschaft bildeten. Um dieses, wenn auch zunächst noch recht skizzenhafte Bild nun um einige Konturen zu erweitern, erscheint es sinnvoll, die Polis vor allem als geographischen Raum etwas näher zu betrachten.
Nach vorsichtigen Schätzungen gab es in Griechenland in klassischer Zeit ca. 500-700 Poleis, wobei zu berücksichtigen ist, dass es sich angesichts der bereits erwähnten Kleinräumigkeit sowie der häufig anzutreffenden Kargheit der agrarisch nutzbaren Siedlungsflächen bei den meisten dieser Poleis um Dörfer oder kleinere Ackerbürgerstädte handelte (Frank Kolb). Nur sehr wenige dieser Kleinstaaten erreichte eine Ausdehnung, die mit der unserer heutigen Großstädte auch nur ansatzweise hätten konkurrieren können.
Zur Verdeutlichung hierzu einige Bemerkungen:

Eine der größten und mächtigsten Poleis der klassischen Epoche war – neben Sparta, Korinth, Argos oder Theben – **Athen**, dessen Stadtgebiet (ohne Inseln) mit etwas über 2.600 km² der Größe des heutigen Luxemburg entsprach. In der Regel jedoch betrug das Territorium einer Polis nur zwischen 50 und 100 km².
Zum Vergleich: Das heutige San Marino verfügt über ein Staatsgebiet von 61 km². Bereits eine Größe von bis zu 1.000 km² wird man als Ausnahme betrachten müssen. Auch hierzu ein Vergleich: Das Fürstentum Andorra besitzt eine Fläche von 453 km².
Ähnlich verhält es sich mit der **Bevölkerungszahl**:
Mit einer Gesamtbevölkerung von vielleicht 30.0000 Menschen (Stadt- und Landbevölkerung addiert) bildet die Polis Athen die absolute Ausnahme. Hiervon besaßen allerdings im 5. Jh. v.Chr., also zur Zeit der größten politischen Machtentfaltung, lediglich zwischen 30.000-45.000 der männlichen Einwohner nach Vollendung des 18. Lebensjahres das uneingeschränkte Bürgerrecht, d.h. nur diese durften in der Volksversammlung abstimmen und politische Ämter bekleiden (Peter Funke).
Frauen, Sklaven sowie die sog. Metöken (*„Mitbewohner“*), also hinzugezogene Fremde, waren vom politischen Leben ausgeschlossen. Die reine Einwohnerzahl, also nicht die Anzahl der männlichen Vollbürger (!), dürfte bei den meisten der 500-700 Poleis nur zwischen 1.000-5.000 betragen haben. In diesem Zusammenhang ist es nützlich zu bedenken, dass noch in der ersten Hälfte des 19. Jhs. ganz Griechenland nur knapp 1 Million Einwohner besaß (Frank Kolb). Übrigens: Die beiden Philosophen und Staatstheoretiker Platon (427-347 v.Chr.) und Aristoteles (384-322 v.Chr.) waren der Auffassung, dass eine ideale Polis über nicht wesentlich mehr als 5.000 Vollbürger verfügen sollte. Dies bedeutet nach einer in der Forschung weit verbreiteten Formel, das ca. 20.000-40.000 Einwohner auf dem Territorium einer solchen *„Idealpolis“* gelebt hätten.

Dahinter verbirgt sich die Vorstellung von einer, wie sie die angelsächsische Forschung nennt, face- to- face-Gesellschaft: Alle politisch verantwortlichen Bürger sollten sich nach Möglichkeit, wenn auch nur vielleicht oberflächlich, persönlich kennen, was besonders in Zeiten politischer oder militärischer Herausforderungen das Zusammengehörigkeitsgefühl sicherlich erheblich gestärkt haben dürfte. Wir sehen nach all dem wieder einmal mehr, wie problematisch die Übersetzung des griechischen Wortes Polis mit *„Stadt“* oder *„Stadtstaat“* sein kann, wenn man

hierbei heutige Vorstellungen zugrunde legt. Wie auch immer: Unter Einbeziehung der Erörterungen des vergangenen Themenabends sind wir nun an einen Punkt gelangt, an dem wir uns dem politischen und gesellschaftlichen Leben in einer griechischen Polis konkreter zuwenden können.
Hierfür eignen sich als **Fallbeispiele Athen und Sparta** besonders, was letztlich vor allem der Quellenlage geschuldet ist. Von den insgesamt 158 (!) griechischen und außergriechischen Staatsverfassungen, welche Aristoteles und seine Schüler in der 2. Hälfte des 4. Jhs. v.Chr. zusammengestellt und untersucht haben, ist lediglich die Athenaion politeia (*„der Staat der Athener“*) erhalten geblieben, eine Abhandlung, welche uns dafür allerdings recht genaue Einblicke in das politische Leben in klassischer Zeit ermöglicht.
Zahlreiche Passagen aus den Werken der griechischen Historiographen Herodot (ca. 485-428 v.Chr.) und Thukydides (ca. 460-400 v.Chr.) zur Geschichte Athens liefern uns zusätzlich zur Studie des Aristoteles wertvolle Ergänzungen.
Folgen wir daher zunächst den wichtigsten Stationen **Athens** auf seinem Weg zur reifsten und historisch bedeutsamsten Form der Polis.
Zu Beginn des 6. Jhs. v.Chr. führte **Solon** durch seine Reformen, wir hörten bereits davon, Athen aus einer bedrohlichen Staatskrise heraus. Bei der Entschuldung der Bauern ließ es der mutige und engagierte Reformer allerdings nicht bewenden. Er machte die Teilnahme am politischen Leben nun auch für den *„kleinen Mann“* in Ansätzen zugänglich.
Hierzu teilte er die athenische Bürgerschaft in vier **Vermögensklassen** ein und zwar abgestuft nach dem jeweiligen Bodenertrag, der in Scheffeln Getreide (je ca. 52,5 l) berechnet wurde. Die Zugehörigkeit der einzelnen Vermögensklassen bildete die Voraussetzung für die Bekleidung bestimmter politische Ämter, insbesondere für die Tätigkeit im Rat der Stadt, der aus 400 Mitgliedern bestand. Diese timokratische, d.h. nach Vermögen gestaffelte Ordnung, war insofern ein erheblicher Fortschritt, als die Übernahme von Amtsbefugnissen nun nicht mehr allein von der Herkunft bzw. Abstammung, sondern von der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit abhing. Entscheidend war aber vor allem, dass den Bürgern sämtlicher Vermögensklassen die Teilnahme an der Volksversammlung (griech.: *Ekklesía*), d.h. dem obersten Beschlussorgan, dessen Zustimmung für fast alle öffentliche Angelegenheiten erforderlich war, gestattet wurde. Gleiches gilt für die Mitwirkung am Volksgericht, das als höchste juristische Instanz neu geschaffen worden war.

Neben einer umfangreichen **Gesetzgebung**, die zahlreiche Gebiete des privaten und öffentlichen Lebens umfasste, sorgte Solon auch für die schriftliche Fixierung der Gesetze, wodurch erstmalig wirkliche Rechtssicherheit geschaffen wurde. Die solonischen Reformen werden heute ganz überwiegend als erste und wichtige Etappe auf dem Weg zu einer demokratischen Verfassung und einer gerechteren sozialen Ordnung angesehen. In den folgenden 5 Jahrzehnten kam es dann trotz des umfangreichen Reformwerkes des Solon zwischen grundbesitzendem Adel und Bauern erneut zu Spannungen, die schließlich einer **Tyrannis** (*„Alleinherrschaft“*) den Weg ebneten.

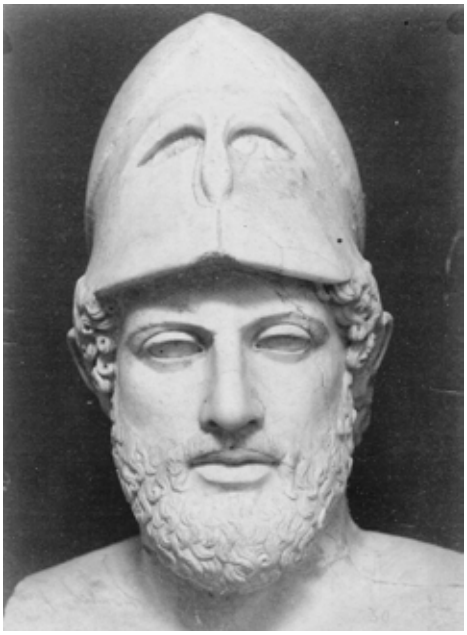
Der aus Adelskreisen stammende **Peisistratos (ca. 600-528 v.Chr.)** und seine beiden Söhne regierten ab 561 v.Chr. mit Unterbrechungen bis 510 v.Chr. Athen in autokratischer Form. Nach Vertreibung des letzten Peisistratiden gelang es einem gewissen **Kleisthenes** (Lebensdaten unbekannt), ebenfalls aus adligem Hause stammend, nach schweren innerstaatlichen Auseinandersetzungen, das zunächst entstanden Machtvakuum auszufüllen und ein politisches Reformprogramm auf den Weg zu bringen, welches einer demokratischen Ordnung letztlich zum Sieg verhelfen sollte. Kleisthenes könnte man nach heutigen Begriffen als *„Realpolitiker“* bezeichnen. Ihm war auf Grund der politischen Entwicklungen seit Solon klar geworden, dass die Tage der Vorherrschaft des Adels gezählt waren. Durch eine bis ins Kleinste durchdachte und äußerst komplexe Synthese aus **Gebietsreform** und völliger Umstrukturierung bzw. Neueinteilung der Bürgerschaft in bestimmte politische und administrative Einheiten, erreichte er eine durchgreifende soziale Durchmischung der gesamten athenischen Bevölkerung.

Hierdurch wurden alteingesessene gentile Strukturen – man könnte zutreffender auch von adligen *„Seilschaften“* sprechen – endgültig aufgelöst. Gleichzeitig erweiterte er die politischen Rechte aller freigeborenen Bürger, indem er ihnen, dies war ein weiteres Kernstück der Reform, den uneingeschränkten Zugang zum neu gestalteten **Rat der Stadt** (griech.: *bulé*) eröffnete, der fortan aus 500 Mitgliedern bestand.

Neben der **Volksversammlung**, welche auf Grund der ihr verliehenen *„Generalzuständigkeit“* über nahezu alle relevanten öffentlichen Belange verbindlich entschied, war der Rat der Stadt eine überaus wichtige und einflussreiche Institution. Er hatte die Aufgabe, die Tagesordnung für die Volksversammlung vorzubereiten. In der Volksversammlung durfte über keinen Punkt abgestimmt werden, den der Rat nicht vorher auf die Tagesordnung gesetzt hatte. Dies galt insbesondere für die Möglichkeiten, einen Antrag einzubringen, eine Gesetzesinitiative zu starten oder über eine sonstige politische Grundsatzentscheidung zu diskutieren und politisch umzusetzen. Oft legte der Rat auch einen vorformulierten Antrag der Volksversammlung vor, mit der Möglichkeit, diesen zu bestätigen oder eben auch lediglich zurückzuweisen. Der Rat war also ein vorgeschaltetes Gremium, welches verhindern sollte, dass die Arbeit der Volksversammlung z.B. von einer Flut von offenkundig unqualifizierten oder auf rein private Interessen abzielenden Anträgen behindert oder gar blockiert würde. Nach allem was wir wissen, scheint dieses Ineinandergreifen von Vorbereitungs- und Entscheidungskompetenz recht gut funktioniert zu haben.
Daneben hatte der Rat noch die wichtigen Aufgaben, die Beamtenschaft zu kontrollieren und den Finanzhaushalt zu überwachen. Doch zurück zu den Reformen des Kleisthenes: Mittels eines jährlich durchgeführten **Rotationsverfahrens** hatte fortan jeder Bürger die Möglichkeit, das Amt des Ratsherrn im Laufe seines Lebens einmal wahrzunehmen. In den folgenden rund 50 Jahren wurden dann Schritt für Schritt die noch verbliebenen Hindernisse auf dem Weg zu einer demokratischen Verfassung beseitigt.
So wurde am Ende der 460-er Jahre v.Chr. der **Areopag**, das älteste und einflussreichste politische Gremium Athens, nach längeren innenpolitischen Auseinandersetzungen weitgehend entmachtet. Ursprünglich hatte der nach einem westlich der Akropolis gelegenen Hügel benannte Areopag, welcher sich aus den höchsten ehemaligen Beamten, den Archonten, rekrutierte, folgende Befugnisse: Er übte die Kapitalgerichtsbarkeit aus und war höchste Instanz bei Religionsvergehen. Er hatte ferner die Aufsicht über die Einhaltung der Gesetze und besaß

weitreichende Kontrollfunktionen in allen öffentlichen Angelegenheiten, wozu auch die Kontrolle über alle Beamten gehörte. Seit der Errichtung des Adelsstaates im 8.Jh v.Chr. war er, wenn man so will, die *„graue Eminenz“* im Hintergrund, die das gesamte politische Leben in Athen beeinflusste. Diese Machtbefugnisse hatten auch die solonischen Reformen rund 130 Jahre zuvor nicht angetastet. Zu stark waren die traditionellen Kräfte gewesen, die diesem Adelsrat stets zur Seite gestanden hatten, zumal er nach ältester Vorstellung mythischen Ursprungs war, da er der Nachfolger eines von den Göttern selbst einberufenen Gerichtshofs gewesen sein soll.

Den Anführern der demokratischen Bewegung war nach der erfolgreichen Beendigung der Perserkriege (490-479 v.Chr.) immer bewusster geworden, dass die Existenz dieses altehrwürdigen, oligarchischen Gremiums sich mit ihren politischen Zielen nicht vereinbaren lassen würde. Im Jahre 462/1 v.Chr. war es dann soweit: Die beiden Galionsfiguren der Demokraten, **Ephialtes** (gest. kurz nach 461 v.Chr.) und **Perikles (kurz nach 500-429 v.Chr.)**, gingen gegen den unter Korruptionsverdacht stehenden Areopag vor und erzwangen schließlich, dass dessen politische und rechtliche Befugnisse nahezu gänzlich auf den *„Rat der 500“*, die Volksversammlung sowie die Geschworenengerichte übergingen. Dem Areopag verblieben lediglich die Gerichtsbarkeit bei Mord- und Totschlagdelikten sowie einige sakrale Befugnisse. Damit war das letzte und endscheidende Hindernis beseitigt, welches einer demokratischen Ordnung noch entgegen gestanden hatte. Dieser Prozess lief freilich nicht problemlos und vor allem auch nicht gewaltfrei ab. Ephialtes büßte für sein Eintreten auf Seiten der Demokraten mit seinem Leben. Er wurde kurz nach 461 v.Chr. auf Veranlassung reaktionär-aristokratischer Kräfte von einem gedungenen Mörder getötet.



Perikles (ca. 500-429 v. Chr.)

Perikles führte das Werk seines ermordeten Freundes jedoch erfolgreich fort und avancierte schließlich zum einflussreichsten Staatsmann im Athen des 5.Jhs. v.Chr.. Er arbeitet fortan intensiv an der Verbesserung der Möglichkeiten der politischen Mitarbeit aller hierzu berechtigten und aufgerufenen Bürger.

So wusste er nur zu genau, dass die vielfältigen Alltagsprobleme manchen Bürger davon abhalten konnten, ein politisches Amt wahrzunehmen. Ein Bauer oder ein kleiner Handwerker musste sich sehr genau überlegen, ob er seine Scholle oder Werkstatt für eine gewisse Zeit verlassen konnte, um sich politisch zu engagieren. Perikles versuchte mit der Einführung von **Tage- bzw. Sitzungsgeldern** das Problem zu lösen und dadurch möglichst viele Athener zu ermuntern, eine Tätigkeit im Rat der Stadt oder bei den Gerichten zu übernehmen oder ein sonstiges öffentliches Amt zu bekleiden.
Auf dieser perikleischen Initiative aufbauend, wurden ab dem 4. Jh. v.Chr. auch Tagegelder für die Teilnahme an der Volksversammlung gewährt.

All diese Maßnahmen enthielten ganz offenkundig die strikte und endgültige Absage an alle Varianten aristokratischer, oligarchischer aber auch timokratischer Vorstellungen und Bestrebungen im Hinblick auf das weitere politische Leben in Athen.

Wenn bislang von einer **demokratischen Verfassung** andeutungsweise die Rede war, so bedarf dies jetzt noch einiger Konkretisierungen und Ergänzungen. Missverständnisse können in diesem Kontext vor allem durch den heutigen, modernen Demokratiebegriff entstehen, der erst im Laufe des 20.Jhs. seine endgültige Ausformung und eigentliche Dimension erfahren hat.
Man rufe sich in Erinnerung, dass zum Beispiel in Preußen bis zum Jahre 1918 ein Dreiklassenwahlrecht galt, d.h. also noch rund 2500 Jahre nach der von Solon initiierten timokratischen Ordnung! Ein demokratisches Staatswesen, wie es in der Bundesrepublik Deutschland gemäß den Regelungen und Wertungen des Grundgesetzes von 1949 verwirklicht wurde, war das athenische Gemeinwesen auch zur Zeit des Perikles noch keineswegs.

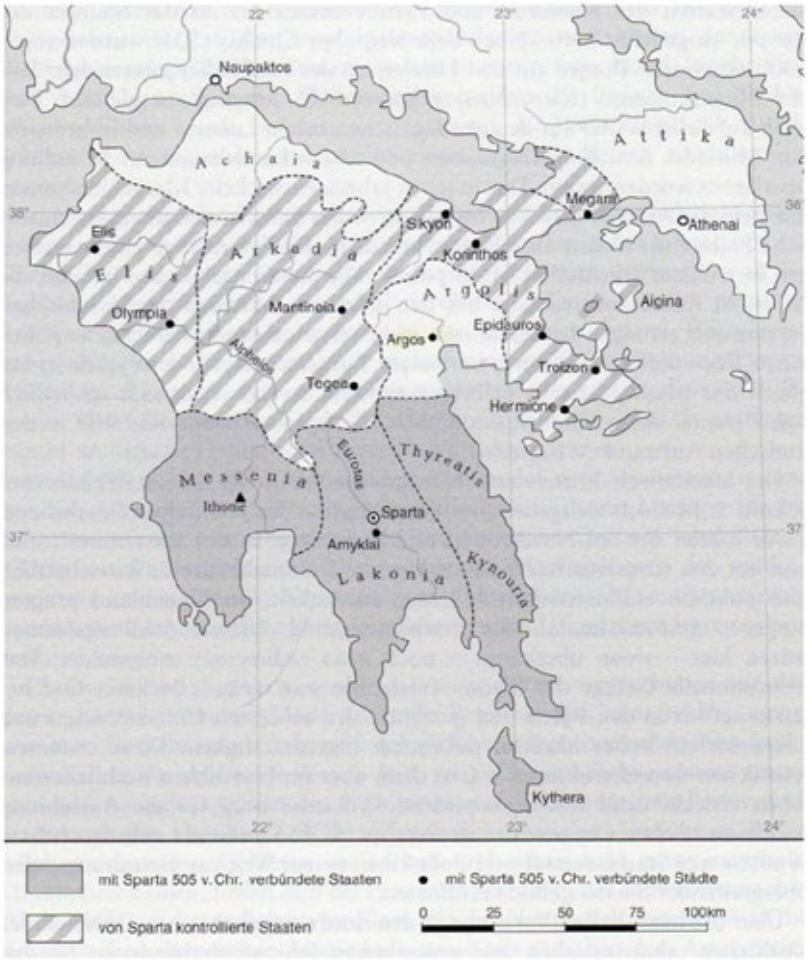
Die bereits erwähnte Tatsache, dass weder **Frauen** noch die gerade in Athen sehr zahlreichen **Metöken**, also die ortsansässigen Fremden, welche nicht im Besitz des athenischen Bürgerrechts waren, ebenso wie **Sklaven** keinerlei Möglichkeit der politischen Betätigung hatten, führte dazu, dass nicht einmal ein Viertel der Gesamtbevölkerung die Geschicke der Polis bestimmten. Es herrschte also gerade nicht *„das Volk“* wie der Begriff *demokratía* – zusammengesetzt aus demos (*„Volk“*) und kratos (*„Kraft“* bzw. *„Herrschaft“*) – vom Wortlaut her vermuten ließe. Stellt man allerdings auf das Ausmaß der politischen Mitbestimmung ab, so ist nicht zu verkennen, dass die athenische *„Demokratie“* eines der direktesten und radikalsten *„Volksherrschaften“* war, welche die Weltgeschichte jemals hervorgebracht hat.

Der Grund hierfür lag eben in der Allzuständigkeit der Volksversammlung: Hierzu gehörte insbesondere auch die in der damaligen Zeit allzu häufig zu treffende Entscheidung über Krieg und Frieden. In diesem Fall steckte der im Grunde simple Gedanke dahinter, dass diejenigen, die bei einem Krieg auf dem Schlachtfeld ihr Leben einzusetzen hatten, diesbezüglich auch die alleinige Entscheidungskompetenz besitzen sollten.

Mit anderen Worten: Der Gedanke an die Delegierung solch existenzieller Fragen auf einen kleinen Kreis gewählter Volksvertreter, von denen letztlich wiederum eine, wenn im Einzelfall auch noch so knappe Mehrheit, die Regierung stellt, war der griechischen Demokratie völlig fremd. Hierin lag ebenfalls einer der markantesten Unterschiede zu unseren heutigen repräsentativen Systemen, vor allem in der westlichen Welt.
Man sollte dabei allerdings bedenken: Eine derart radikale und direkte Demokratie, wie sie in Athen und in der einen oder anderen griechischen Polis praktiziert wurde, wäre heute in den meisten Staaten mit vielen Millionen Einwohnern bereits aus praktischen Gründen kaum möglich bzw. aus massenpsychologischen Erwägungen heraus nicht wünschenswert, es sei denn, man folgte solch geradezu

grob fahrlässigen Vorschlägen wie Wahlen oder Volksabstimmungen per Internet, ein schon angesichts der technischen Manipulierbarkeit geradezu *„Orwellsches“* Szenarium.
Wie auch immer: Werfen wir abschließend, quasi als Kontrastprogramm, noch einen kurzen Blick auf den politischen und gesellschaftlichen Kosmos von **Sparta**.

In der griechischen Poliswelt nahm dieser Staat in vielerlei Hinsicht eine Sonderstellung ein. Dies gilt nicht nur im Hinblick auf seine geographisch-topographisch Ausgestaltung, sondern gerade auch hinsichtlich seiner verfassungsgemäßen Ordnung und gesellschaftlichen Strukturen. Die Gründe hierfür gehen auf die Verhältnisse der frühen Siedlungsgeschichte zurück die von Beginn an von militärischen Eroberungen bestimmt war.



Lakonien, Messenien und der Peloponnesische Bund (6. Jh. v.Chr.)

Seit dem 10./9. Jh. v.Chr. hatten sich die Spartaner in der Landschaft Lakonien in einer fruchtbaren Ebene am Oberlauf des Flusses Eurotas angesiedelt. Der Siedlungskern bestand anfänglich aus vier unbefestigten Dörfern, zu denen im Laufe des 8. Jhs. v.Chr. noch ein fünftes hinzukam. Im Gegensatz zu den meisten anderen griechischen Poleis verzichteten die Spartaner auf die Herausbildung eines urbanen Zentrums, was für das kulturelle Leben natürlich nicht ohne Folgen blieb: Zu keinem Zeitpunkt hat Sparta wirklich herausragende kulturelle Leistungen, etwa auf den Gebieten Kunst, Architektur oder Philosophie vollbracht, worin geradezu ein schroffer Gegensatz zu Athen lag, welches sich im Laufe des 5. Jhs. v.Chr. zu einer regelrechten *„Kaderschmiede“* für Künstler und Intellektuelle entwickelte.
Ein weiterer markanter Unterschied zur übrigen Poliswelt bestand darin, dass die Spartaner auch in Zeiten von Bevölkerungsdruck und sozialer Not sich nicht an der großen

Kolonisationsbewegung, von der wir am ersten Themenabend hörten, beteiligten, sondern auf aggressive **Eroberungspolitik** setzten. So hatten sie ab dem 8. Jh. v.Chr. allmählich fast die gesamte Landschaft Messenien, westlich von Lakonien gelegen militärisch unterworfen und die dortigen Bewohner, ebenso wie schon vorher die autochthone Bevölkerung Lakoniens zu **Heloten** gemacht. Bei diesen handelte es sich um eine Art Staatssklaven, die für die Bewirtschaftung der Landlose sorgen mussten, welche die spartanische Herrenschicht unter sich aufgeteilt hatte. Sie waren praktisch rechtlos und insbesondere an die ihnen zugewiesenen Ackerschollen auf Lebenszeit gebunden. Sie hatten ferner bis zur Hälfte der erwirtschafteten Erträge an die herrschende Oberschicht abzutreten, welche sich ihrerseits ausschließlich den Waffenübungen und dem Sport sowie der Jagd widmete.

Die Kehrseite der Medaille war die ständige Furcht vor Helotenaufständen, welche ab der Mitte des 7. Jhs. v.Chr. in blutige Kriege und Strafaktionen ausuferten. Nach einer Schätzung der Forschung standen etwa um 500 v.Chr. ca. 5000 Spartiaten gegen etwa 200.000 Heloten in ständiger Abwehrbereitschaft.
Eine weitere Bevölkerungsgruppe bildeten die Periöken (*„Umwohner“*), die neben den Spartiaten zu den ursprünglichen Eroberern gehörten. Ihnen waren die weniger fruchtbaren Schollen zugeteilt worden, konnten diese aber als freie Bauern bewirtschaften und genossen ein gewisses Maß an Selbstverwaltung. Im Krieg hatten sie Waffen- und Gefolgschaftsdienste zu leisten, waren aber von politischen Entscheidungen praktisch ausgeschlossen.

Diese Aufteilung der Bevölkerung in drei Gruppen – man kann mit Fug und Recht von einer strengen und brutal organisierten Klassengesellschaft sprechen – wirkte sich von Beginn an auf die spartanische Staatsverfassung aus. Zugang zur Volksversammlung, der **Apella**, hatten nur spartanische Vollbürger, d.h. Männer mit einem Mindestalter von 30 Jahren. Anders als in Athen konnte die Apella Anträgen oder Gesetzesvorschlägen lediglich zustimmen oder ablehnen. Es existierte also weder ein Initiativrecht noch herrschte in den Versammlungen Diskussionsfreiheit.

Neben der Apella gab es einen Ältestenrat, die **Gerusía**, welche die Anträge vorbereitete, die dann der Apella zur Abstimmung vorgelegt wurden.
Daneben bildete die Gerusia den Gerichtshof für schwere Verbrechen. Die eigentliche Macht im Staate besaßen jedoch die ab dem 6. Jh. v.Chr. jeweils auf ein Jahr von der Volksversammlung gewählten fünf **Ephoren** (éphoros = *„Aufseher“*). Sie übernahmen zahlreiche Funktionen wie die Außenpolitik, die laufenden Regierungsgeschäfte und Verwaltungsangelegenheiten und besaßen darüber hinaus richterliche und polizeiliche Befugnisse.
Die Einführung des Ephorats bewirkte schließlich auch die praktische Entmachtung eines ursprünglich noch vorhandenen Doppelkönigtums, welches neben sakralen Aufgaben auch den Oberbefehl über das spartanische Heer innehatte. Ab dem ausgehenden 6. Jhs. v.Chr. wurde schließlich nur noch ein König allein mit der

Führung des Heeres in Kriegszeiten beauftragt. Die Ephoren übten eine strenge Kontrolle über die Könige aus und konnten von diesen sogar Rechenschaft fordern. Alles im allen kann man die spartanische Staatsordnung als Spiegelbild einer auf Wehrkraft und strenger Disziplinierung beruhenden und geformten Gesellschaft ansehen.

Dem widerspricht im Übrigen nicht eine im Vergleich zu Athen ungewöhnlich freie und unabhängige **Stellung der Frau**. Zwar war sie vom politischen Leben ausgeschlossen; sie nahm jedoch im rein gesellschaftlichen Bereich eine dem Mann nahezu gleichberechtigte Position ein.
So konnte sie ihren Ehemann zumeist frei auswählen und unterstand während der Ehe nicht der Rechtsgewalt des Mannes. Sie besaß sogar das Recht, zu mehreren Männern gleichzeitig eine eheliche Beziehung zu führen.

Ferner war sie uneingeschränkt geschäftsfähig und konnte eigenes Vermögen erwerben und frei darüber verfügen. So verwundert es schließlich auch nicht, dass spartanische Mädchen schon von frühester Jugend an, ebenso wie die Knaben, einer strengen sportlichen Ausbildung und abhärtenden Disziplin unterzogen wurden.

Diese kurze Skizzierung des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens in Athen und Sparta konnte vielleicht deutlich machen, wie unterschiedlich sich die Situation in den beiden mächtigsten Poleis der griechischen Staatenwelt darstellte.
Es konnte auf Dauer kaum ausbleiben, dass sie irgendwann zu erbitterten Konkurrenten um die Vorherrschaft in Griechenland werden würden.
Wer würde dann die Oberhand behalten?

Dies wird eine der zentralen Fragen des folgenden Vortragsabends sein.

Philosophie - Vom Himmel auf die Erde oder: *Der Mensch als Maß aller Dinge*?

Die *„Naturphilosophen“* und Vor-Sokratiker haben eine ganze Reihe unterschiedlicher Lehrgebäude zur Erklärung der Welt errichtet. Die Widersprüche zwischen ihnen, die Zweifel an der Richtigkeit der menschlichen Sinneswahrnehmungen und an der Erkenntnisfähigkeit des Menschen, die vielfältigen Erfahrungen mit anderen Völkern und Kulturen usw. bringen einen neuen Typ von Philosophen hervor, die man trotz aller Unterschiede zwischen ihnen ***„Sophisten“*** nennt. Von ihnen sind nur Fragmente eigener Werke vorhanden, so dass zumeist auf Texte von Dritten, vor allem auch ihrer Gegner (vor allem Platon) zurückgegriffen werden muss.

Eines aber lässt sich mit Gewissheit sagen:
Mit ihnen entsteht etwas Neues, ja Revolutionäres in der Geschichte der Philosophie. Mit ihnen wird eine Hinwendung zum Menschen, zu so genannten *anthropologischen* Fragen verbunden. Bei den *„Natur-Philosophen“* wurde der Mensch allenfalls als Teil des Kosmos behandelt.
Mit den Sophisten wird der Mensch jetzt in seinen sozialen Beziehungen, in seiner Stellung zur Natur, zur politischen Ordnung, zu Göttern, zum Gesetz, zur Polis usw. betrachtet.
In diesem Sinn lässt sich sagen, dass mit dem Auftreten der Sophisten und des Sokrates die *„Philosophie vom Himmel auf die Erde“* geholt wird.
Dafür gibt es neben den eben genannten weitere **Gründe**:
Die Entwicklungen der exakten Wissenschaften, ob nun Mathematik, die Entstehung der Sprachwissenschaft oder der säkularen Medizin (Hippokrates, ca. 460-370 v. Chr.), der Beginn einer eigenständigen Geschichtsschreibung mit Anspruch auf Objektivität (Herodot, ca. 485-425 v. Chr., Thukydides (ca. 460- 396 v. Chr.) usw. verschiebt das philosophische Interesse von den spekulativen Natur-Fragen der Vor-Sokratiker auf Fragen der Rechts-, Staats-, Sprach- oder politischen Lehre.

Denn in Griechenland haben sich **enorme Umwälzungen** vollzogen:
Die Siege der Griechen gegen die Perser (500-480 v. Chr.) machen Athen zum neuen politisch-wirtschaftlich-kulturellen Zentrum. Hier entsteht durch Wirtschaft und Handel eine von Reichtum und Luxus geprägte Oberschicht. Zugleich benötigt die Neu-Konstituierung der Demokratie nach dem Peloponnesischen Krieg (431-404 v. Chr.) und der nachfolgenden *„Tyrannenherrschaft der 30“* (404-403 v. Chr.) durch die Einbeziehung größerer Teile des Volkes in die politische Gestaltung der Polis Bildung – vor allem Bildung für den Gebrauch im öffentlichen Raum. Wenn man so will, Führerbildung.

Denn ein Aristokrat ist in der Demokratie nicht mehr automatisch qua gesellschaftlicher Stellung zur Macht berufen. Rede- und Überzeugungsfähigkeit sind nun sowohl vor Gericht als auch in der **Volksversammlung** (*Ekklesia*) als höchstem Organ Athens dringend notwendig. Hier herrschen Rederecht für alle freien Bürger (Isegoria) und Mehrheitsbeschluss. Hierbei spielen die Sophisten nun eine bedeutende Rolle:

„Sophist“ bedeutet von seinem Ursprung her eigentlich *„Weiser“* und ist ein Ehrentitel der Griechen für ihre herausragenden Denker oder Gelehrten. Im 5. Jahrhundert v. Chr. ändert sich diese Bedeutung, denn jetzt werden die neu auftretenden Wanderlehrer als *Sophisten* bezeichnet. Es sind angesehene Gelehrte, die durch ihre Redefähigkeit beeindrucken, weshalb sie oft als Polis-Gesandte eingesetzt werden, um Verhandlungen mit anderen Poleis zu führen – wozu gute Sprachbeherrschung und Überzeugungskraft notwendige Voraussetzungen sind.

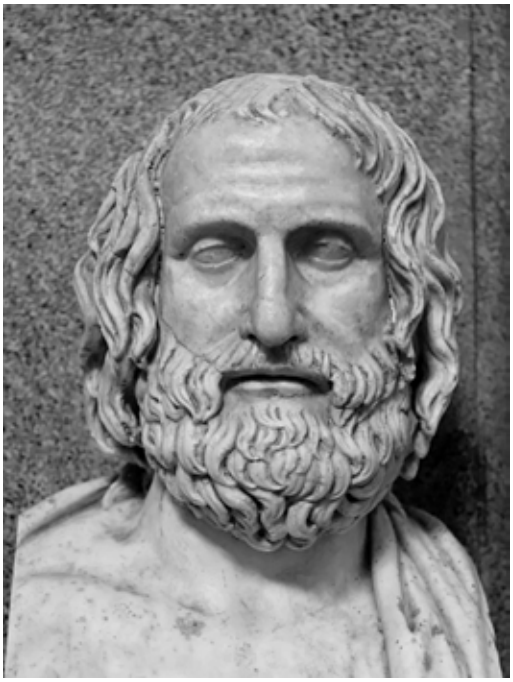
Ihr Geld verdienen die Sophisten vorwiegend durch Unterricht in Geschichte, Musik, Dichtung, Rechtskunde, Handwerk, Kosmologie, Grammatik und vor allem eben in der Redekunst: **Rhetorik**.

Das bedeutet zunächst ganz allgemein, dass die Sophisten zur Verbreitung neuen Wissens und Denkens über öffentliche Auftritte mit geschliffenen und unterhaltsamen Vorträgen beitragen. Sie brechen mit der bisherigen aristokratischen Art der Bildungsvermittlung, da sie durch öffentliche Auftritte und Unterricht gegen Bezahlung eine gewisse Demokratisierung des Wissenserwerbs ermöglichen.

Obwohl die Sophisten keine einheitliche Denkschule darstellen, sind ihnen einige Grundlagen gemeinsam:
Sie teilen mit den *„Naturphilosophen“* die Skepsis gegen überlieferte religiöse Mythen und Gebräuche. Deren philosophische Spekulationen über die Natur und das Sein lehnen sie aber als unnötig ab, denn die Menschen

könnten doch niemals sichere Antworten auf die Rätsel des Seins, des Lebens, des Kosmos, der Götter oder der Natur geben. Sophisten sind zumeist **Skeptiker**. Durch ihre weiten Reisen erkennen sie, dass Sitten, Bräuche, Ordnungen und Gesetze sich in den besuchten Ländern und Poleis stark unterscheiden. Daraus wiederum ergeben sich Fragen nach der Stellung des Einzelnen in der Gemeinschaft und wie mit den konkurrierenden Interessen von Einzelnen und Gruppen in einer Polis umgegangen werden soll.

„Der Mensch ist das Maß aller Dinge“, dieser berühmte *„homo-mensura-Satz“* des mit Perikles befreundeten Sophisten **Protagoras (ca. 487-420 v. Chr.)** wird zur beherrschenden Maxime der Zeit. Er bildet den wesentlichen Bezugspunkt aller nachfolgenden Auseinandersetzungen mit ihnen.



Protagoras (ca. 487-420 v. Chr.)

Dieser Satz sagt nicht, der Mensch sei das Maß im Sinne von göttlich. Er sagt aus, dass jede Erkenntnis von Dingen von Bedürfnissen, Interessen und Fähigkeiten des einzelnen Menschen abhängen. Da z.B. jeder Mensch über seine Sinne einen einzigartig-individuellen Zugang zur Welt habe, sei damit letztlich alles individuell und relativ und es könne zu jedem Thema zwei Standpunkte oder Meinungen geben, die beide auch wahr sein können…

Protagoras hat Heraklits *„ewiges Fließen“* und dessen *„Einheit der Gegensätze“* verarbeitet. Eine absolute Wahrheit lasse sich nicht finden, jede Wahrheit, jede Wahrnehmung sei subjektiv, Allgemeingültiges sei lediglich allgemein Anerkanntes.
Wenn die Welt in jedem Moment im Wandel ist, wie Heraklit behauptet, worin liege denn dann die Erkenntnis? Was außer dem steten Wandel könne dann noch gelten? **Wahrheit** ist danach nicht mehr die allgemein anerkannte Übereinstimmung von Urteil und Beurteiltem, sondern nur noch eine allgemein akzeptierte Vorstellung oder Meinung (*doxa*).
Damit ist zugleich die Position der „*Naturphilosophen*“, dass das Wesen der Wirklichkeit grundsätzlich erkennbar sei, schon frühzeitig in der Philosophie verneint. Sie ist bis heute noch immer die Schlüsselfrage der Erkenntnislehre.
Auch die *„ungeschriebenen und unwandelbaren Gesetze der Götter“* oder das *„Recht der Väter“* als Begründungen für die Art und Weise des Zusammenlebens, die Gestaltung des Rechts, der Polis-Verfassung wurden brüchig. Denn *„ob die Götter sind oder nicht sind“*, lasse sich nicht erkennen, sagt Protagoras. Die *„Dunkelheit der Sache“* und die Kürze des menschlichen Lebens hindere ihre Erkenntnis - kein Wunder, dass er unter Anklage des *„Frevels gegen die Götter“* (*Asebie*) gestellt und seine Bücher auf der Agora verbrannt wurden.

Durch die Abkehr der Sophisten von religiös bestimmten Werten und Normen ist der Mensch nun auf sich selbst verwiesen und muss, besser: kann sein Leben selbst gestalten.

Daraus resultiert das starke Interesse der Sophisten an der Frage, wie eine „*richtige*“ Gesellschaft aussehen sollte. Leben die Menschen in einer bestimmten Weise zusammen, weil es so *„ihrer Natur“* entspricht?

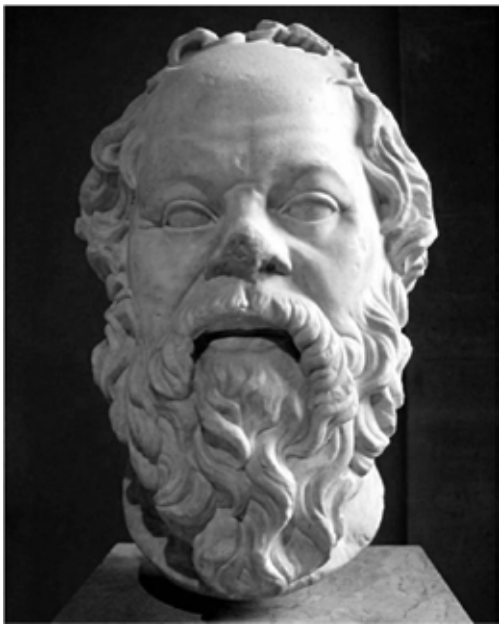
Nach dem damaligen Volksglauben war den Menschen z.B. das Recht von der Göttin Dike geschenkt worden. Sophisten wie Antiphon (5. Jhrdt. v. Chr.) sehen darin aber allein *„willkürliches“* Menschenwerk (*nomos*), dem ein behauptetes ***„Naturrecht“*** (*physis*) gegenübergestellt wird. *„Naturrecht“* umschreibt einen angenommenen Zustand der Menschheit, zu dem diese noch ohne Zivilisation, ohne Staat, Recht usw. existierte. Dieses behaupte *„natürliche Recht“* wurde von Sophisten als *„ursprünglich“, „notwendig“* angesehen und daher höher bewertet. Damit wandelte sich auch die Bedeutung des Begriffs „*nomos*“: Bedeutete es vormals die *„verpflichtende heilige Ordnung“*, wurde es nun nur noch im Sinn von *„willkürliche Satzung und Meinung“* gebraucht und der Wahrheit der Natur (*physis*) entgegengesetzt.
Hinter diesem Bedeutungswandel steht das Bestreben der Sophisten, den Menschen aus tradierten Stammes- und Geschlechterbeziehungen herauszulösen, die sich auf der politischen Ebene in den Kämpfen zwischen der aristokratischen und der demokratischen Partei ausdrücken.
Dieser gesellschaftlichen Veränderung entsprechen die Sophisten mit der Entwicklung eines neuen Maßstabes für Recht, Ordnung und Wahrheit – eben dem *„Naturrecht*“.

Wie fast 2.000 Jahre später **Rousseau**, fragen bereits die Sophisten, was denn die *„natürliche Bestimmung des Menschen“* in einem *„richtigen“* Gemeinwesen sein könne. Während die Aufklärer des 18. Jahrhundert mit ihrer Vorstellung von *„Naturrecht“*, wonach der Mensch von Geburt gut sei, gegen das angeblich *„gottgewollte“* Königtum und für Volkssouveränität kämpften, hatten es die Sophisten dagegen mit einer sich erst entwickelnden *„direkten“* Demokratie zu tun, die ihre Wertvorstellungen, Maßstäbe und Regelungen erst finden und rational begründen musste.

Die wichtige Einsicht der Sophisten, dass **menschliche Normen** relativ und daher problematisch zu begründen sind, treibt allerdings teilweise fragwürdige Blüten:
Ihre Vorstellung z.B. in Bezug auf die Verteilung von gesellschaftlicher Macht und Reichtum läuft ganz unbefangen darauf hinaus, die Macht und das Recht der Stärkeren als *„natürlich“* zu behaupten.
In Platons Dialog *„Thrasymachos“* fragt Sokrates den gleichnamigen Sophisten (etwa 459 – 400 v. Chr.), was **Gerechtigkeit** sei, worauf der antwortet, dass *„das Gerechte das dem Starken Zuträgliche“* sei und Gerechtigkeit nichts Anderes als den *„Vorteil der Mächtigen zum eigenen Nutzen“* bedeute, womit er zweifellos den damaligen Realitäten Rechnung trug.
Gorgias (490/485-376 v. Chr.), ein Schüler des Vorsokratiker Empedokles, behauptet im nach ihm benannten Platon-Dialog, *„dass es gerecht sei, dass der Edlere mehr habe als der Schlechtere … und dass der Bessere über den Schlechteren herrsche“*.

Diese Naturrechts-Begründung hört man bis in unsere Tage… Allerdings gibt es auch die sokratische Gegenposition, dass sich nämlich die Starken *„wie Hirten gegenüber ihrer Herde“* um das Wohl aller kümmern. Sie ist Grundlage jeder paternalistischen Politikgestaltung…
Nun wird im Jahr 470 v. Chr. in Athen jemand geboren, der nicht eine Zeile hinterlassen hat, weil er seine Lehre ausschließlich in Gesprächen, also mündlich verbreitete. Dennoch wird mit seinem Namen eine historische Wende verbunden: **Sokrates (470-399 v. Chr.)**.

Die *„sokratische Wende“* macht alle vor ihm lebenden Philosophen zu *„Vor-Sokratikern“*. Alles, was wir von ihm selbst wissen, ist zumeist von Schülern, vor allem dem Feldherrn Xenophon und besonders Platon übermittelt – bei dem aber *„damit gerechnet werden muss, dass er Sokrates zum Sprachrohr eigener Auffassungen machte“*. Platon hat große Teile seines Werkes in Dialogform geschrieben, in denen fast ausschließlich Sokrates der Gesprächsführer ist.
Es ist also nicht wirklich eindeutig, wie viel **Platon** in Sokrates steckt. Sokrates lebt in einer Zeit, in der Athen geistiges Zentrum der damals bekannten Welt ist. Hier wirken als Zeitgenossen Persönlichkeiten wie die Tragiker Sophokles und Euripides, der berühmte Arzt Hippokrates, die Gründer der Geschichtswissenschaft Herodot und Thukydides, die Philosophen Anaxagoras und Protagoras. Zugleich ist es aber auch die Zeit des Niedergangs des *„goldenen Zeitalters“* des Perikles, des Peloponnesischen Krieges zwischen Athen und Sparta, der mit der Kapitulation Athens endet. Dem Hauptinteresse und den Notwendigkeiten der Zeit entsprechend war für Sokrates Philosophie angewandte Lebenskunst und die Frage, wie ein glückliches Leben zu gewinnen ist. *„Erkenne dich selbst!“* ist dabei die Leitlinie.

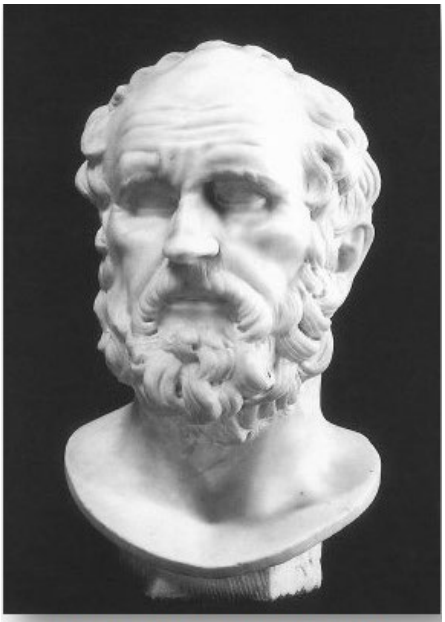


Sokrates (470-399 v. Chr.)

Das Mittel dazu ist auch bei ihm die Vernunft, der Logos. Dass Xanthippe, seine Frau, einen bis heute zänkischen Ruf hat, liegt gewiss daran, dass sich Sokrates weder um sie noch ihre gemeinsamen 3 Kinder kümmerte, sondern Tag für Tag, ärmlich gekleidet in den Straßen und auf den Plätzen Athens herumtrieb und wahllos Menschen aller Klassen, auch Sklaven, in Gespräche verwickelte. Da er alle Menschen als mit Vernunft ausgestattet ansieht, konnten diese so genannten *„sokratischen Gespräche“* ihren Ausgangspunkt z.B. bei der Tätigkeit des Gesprächspartners nehmen und in einem philosophischen Thema enden.

Auf diese und ähnliche Weise wurden Themen wie *„Was ist Tugend?“, „Was ist Tapferkeit?“, „Was ist fromm?“*, *„Wie gewinnen wir die Wahrheit?“* usw. erörtert, die ihm den Ruf einbrachten, dass er der *„wunderlichste aller Menschen wäre und alle in Verwirrung brächte.“*

Im Gegensatz zu den Sophisten will er seine Partner nicht belehren oder ihnen als Lehrer gegenüberstehen. Glaubt man den Dialogen Platons, so bringt Sokrates seine Gesprächspartner, darunter auch Sophisten wie Protagoras oder Thrasymachos, zunächst in die Position eines Wissenden, der von Sokrates etwas gefragt wird. Das ist für den Gefragten oft schmeichelhaft und verführt ihn dazu, sein vermeintliches Wissen über die Frage auszubreiten. Durch konsequentes Nachfragen stellt sich aber heraus, dass dieses Wissen Mängel aufweist, nicht alles Bedenkenswerte umfasst, unpraktikabel, falsch o.ä. ist und sie selbst eher unwissend sind. Scheinwissen zu entlarven ist daher der Anfang der Suche nach echtem Wissen. So entsteht im Fragen und Antworten der ***„sokratische Dialog“***, der stets drei Momente umfasst:



Thrasymachus (Θρασύμαχος)
(ca. 459-400 BC)

Die Prüfung des anderen, die Selbstprüfung und die Sachprüfung. Fragen also, die zur Reflektion der eigenen Meinung, zur gemeinsamen Suche nach dem Richtigen und schließlich zur Einsicht befähigen - die sokratische Methode ist eine Art **geistige „Geburtshilfe“**. Nach dem Beruf seiner Mutter nennt er diese besondere Form des Strebens nach Erkenntnis *„Hebammenkunst“ (Mäeutik)*.

Sokrates erkennt, dass eine Einstellungs-Änderung als Ergebnis der geistigen Auseinandersetzung davon abhängt, dass die Einsicht selbst erlangt, wenn man so will: *„geboren“* wird. Sokrates behauptet, eine göttliche Stimme in sich zu hören, die ihm sage, was richtig sei. Er nennt diese Stimme *„daimonion“*, wörtlich: *„das Göttliche“*, wir nennen es *„Gewissen“*.
Wo die Sophisten sich wandelnde gesellschaftliche Definitionen behaupten, alles relativieren, nichts mehr als verbindlich annehmen und angeblich jeden Maßstab zerstören, glaubt er, dass die Fähigkeit zwischen Recht und Unrecht, Gut und Böse zu unterscheiden, im Menschen selbst angelegt ist. Was aber, wie die Vernunft, in allen Menschen selbst bereits angelegt ist, könne daher durch diese Art geistiger *„Geburtshilfe“* an das Tageslicht befördert werden:
Richtige Erkenntnis führt zum richtigen Handeln, und nur die Einsicht, die von innen kommt, ist richtige Erkenntnis. Wer das Rechte nicht kennt, kann das Rechte nicht tun. Wer aber das Rechte kennt, wird das Rechte tun, weil jeder das für ihn Beste tut. Und das **sittlich Gute** ist eben das Beste, weshalb man die Menschen die Tugend lehren müsse.
Das ist ganz wesentlich für Sokrates: Er meint z.B., dass Unrecht tun ein Mangel an Erkenntnis und Unkenntnis Grundursache aller Übel sei – weshalb der Schlüssel für das angestrebte Gute in Erkenntnis und Wissen liege.

Sokrates verknüpft Wissen mit Tugend, wozu kritische Selbstprüfung und eigenständige Veränderung Voraussetzungen sind.
Die **Seele** des Menschen, das eigentliche Selbst des Menschen, müsse so gut als möglich sein. Gerechtigkeit sei die entscheidende Grundbedingung des Seelenheils – das wiederum davon abhängt, in welchem Maß man das sittlich Gute leiste. Daher ist ein Ergebnis der Überlegungen, dass Unrecht tun schlimmer ist als Unrecht erleiden.

Das Wissen um das Gute dient dem eigenen Besten und befähigt dazu, Gutes zu tun. Sokrates schlussfolgert daraus: Niemand tue wissentlich Übles. Das nennt man heute ein **Sokratisches Paradoxon**, denn wir alle wissen ja, dass Menschen (und wir alle eingeschlossen) gegen ihre eigene bessere Erkenntnis, also wider besseres Wissen handeln.
Ebenfalls paradox auch der berühmte Satz des Sokrates: *„Ich weiß, dass ich nichts weiß“*, während er doch zu seiner Zeit als der Weiseste galt.

Sokrates` Satz hat etwas von dem Skeptizismus der Sophisten. Ich meine, er drückt aus, dass er sich prinzipiell im Klaren darüber ist, dass ein Mensch niemals ein allgemeingültiges und unfehlbares Wissen erlangen kann, auch keines von der Art, das unverrückbare und unanfechtbare Hilfen und Richtlinien für das Handeln gibt. Ein umfassendes Wissen davon, was das Gute, Fromme, Gerechte usw. sei, ist dem Menschen allenfalls als bruchstückhaftes und temporär-vorläufiges Wissen möglich.

Sich um dieses unvollkommene Wissen in dem Bestreben zu bemühen, einem tugendhaften, gerechten und guten Leben möglichst nahe zu kommen, ist wohl das Beste, was der Mensch für sich tun kann. Je weiter er darin vorankomme, desto glücklicher werde er leben.

Sokrates überragende Gestalt in der Philosophiegeschichte rührt auch aus seinem unerschütterlichen Lebensweg, der ihn bis zur Verurteilung zum Tod durch den Schierlingsbecher wegen *„Verführung der Jugend“* und *„Beleidigung der Götter“* führt.
Diesem Urteil hätte er sich durch Annahme einer anderen Strafe oder durch Flucht entziehen können, was sein Gewissen aber nicht zuließ. Er lebte das Leben, das er durch seine uns überlieferte Philosophie ausdrückte:

Der Mensch ist in der Lage, eine in sich selbst unerschütterlich gegründete, autonome und sittlich handelnde Persönlichkeit zu sein – dieser Mensch ist innerlich frei und kann das Richtige auch um seiner selbst willen tun.

Ich will zusammenfassend zum Schluss kommen:
Sokrates ist in einer Zeit der Unruhe, Kriege und Parteienkämpfe, der Neuorientierung und Umgestaltung Athens und Griechenlands, die einhergeht mit Verfall alter Bräuche, Normen und Überlieferungen Gegner der Sophisten, weil diese in seinen Augen zum Werteverfall erheblich beigetragen hätten.

Gegen den behaupteten Skeptizismus und Relativismus der Sophisten gehen die sokratischen Bemühungen dagegen in Richtung der Suche nach eindeutigen Definitionen für das Gute, die menschliche Seele, die Tugend usw. Dabei geht er davon aus, dass es immerwährende moralische Werte und Tatsachen gibt, die raum- und zeitlos, wenn man so will, in der Natur des Menschen selbst angelegt sind, die als Wissen für richtiges Handeln gelehrt werden können. Er wendet sich angesichts der äußeren Umbrüche und Unsicherheiten der inneren Welt des Menschen zu.
Den **Sophisten** geht es dagegen mit Ihrer Hinwendung zum Menschen um deren konkurrierende Meinungen und Interesse, mit denen in einer Polis möglichst klug umgegangen werden muss, damit ein gewaltfreies Zusammenleben möglich würde. Eine höhere Instanz, ob Götter oder etwas Anderes, was jenseits des menschlichen Wollens, der menschlichen Natur und allgemeiner Naturprinzipien liegt, akzeptieren sie nicht.
Begründungen für einen allgemein verbindlichen Maßstab für menschliches Handeln, der auf diesen abgelehnten Voraussetzungen beruhte, sind daher natürlich inakzeptabel. Sie sind in diesem Sinne auch als frühe *„Aufklärer“* bezeichnet worden.

Die Naturrechts-Bestimmung des Menschen bei den Sophisten ist dagegen nicht an die Vorstellung geknüpft, der Mensch sei gut und strebe nach dem Guten.

Aus diesen diametral entgegengesetzten Positionen entsteht der bis heute zumeist miserable Ruf der Sophisten. Sie seien bezahlte Scharlatane, die für Geld jedes Argument hervorbringen, alles relativieren, für die es keine Wahrheit gebe, die weder im Denken noch im Handeln Tiefe besitzen und auf bloßen Schein aus seien.

Urheber dieses schlechten Rufes ist wesentlich Platon mit seinen Dialogen.
In ihnen wird Sokrates als scharfer Gegner der Sophisten dargestellt, die sich zudem schlecht benehmen, hohltönend, arrogant und flegelhaft auftreten und deren Argumente keiner Prüfung standhalten usw.

Doch Sophisten haben die Bedingungen, Möglichkeiten und Grenzen des Denkens selbst zum Gegenstand des Denkens gemacht. Sie haben schließlich auch ethische und moralische Vorstellungen und Normen einer rationalen Kritik unterworfen und damit die Möglichkeit eröffnet, Ethik als Wissenschaft zu behandeln und als eigenständige Frage in der Philosophie zu behandeln.

Ohne diese Leistungen wäre nachfolgende Philosophie nicht denkbar, was ihnen einen angemessenen und vor allem gerechteren Platz in der Philosophiegeschichte sichern sollte.

Das antike griechische Theater und die Literatur

Neben der Philosophie und der Idee der Demokratie sind die Literatur und das Theater des antiken Griechenlands bis heute fester Bestandteil der Kultur der aufgeklärten Staaten Europas und der Welt. Ja, ich möchte sagen, dass diese unsere Kultur ohne diese Vorbilder eine andere wäre.
Die Tragödien und Komödien der bekanntesten antiken Autoren stehen noch heute auf den Spielplänen der Theater. Außerdem sind zahlreiche Standardthemen von neuzeitlichen Dramatikern oder Komponisten immer wieder aufgegriffen und verarbeitet worden.

Als Bespiel nenne ich hier den antiken Sagenstoff *„Iphigenie in Aulis“*, der von **Euripides** in den Jahren 408-406 v. Chr. dramatisch verarbeitet und damit festgehalten wurde. In der Neuzeit waren es vor allem die Dramatiker

Jean Baptiste Racine (1674), einem der größten franz. Dramatiker seiner Zeit, Johann Wolfgang v. Goethe (1779) und Gerhard Hauptmann (1943), die das Thema für ihre Tragödien aufgriffen und dem neuzeitlichen Publikum nahebrachten.

In der Musikgeschichte griff in der gleichnamigen Reformoper der in Paris erfolgreiche Österreicher Christoph Willibald Gluck 1774 diesen griechischen Tragödienstoff wieder auf. Im Laufe meines Vortrags stelle ich daher immer wieder Bezüge zur Jetztzeit her.

Der bei weitem bis heute am meisten verwendete Stoff befasst sich allerdings mit **Orpheus**, einem Sänger und Dichter aus der griechischen Mythologie. Themen wie *„Orpheus in der Unterwelt“, „Orpheus und Eurydike“* bestimmen bis heute die Literatur, das Theaterleben und die Oper. Ich fand im Internet eine aktuelle 65-seitige Liste mit Orpheus-Themen in den genannten Bereichen.
Auch unsere bekannten frühen griechischen Tragödien-Dichter Aischylos, Sophokles und Euripides haben das Orpheus-Thema ausführlich bearbeitet.

Als einziges Beispiel sei hier der Inhalt des weniger bekannten Iphigenien-Stoffes knapp umschrieben: **Iphigenie**, Tochter des Königs und griechischen Heerführers Agamemnon und seiner Gemahlin Klytämnestra wird vor der Ausfahrt der Flotte gegen Troja (im trojanischen Krieg) in der Hafenstadt Aulis, in der Landschaft Böotien, zum menschlichen Versöhnungsopfer für die Göttin Artemis bestimmt, um die herrschende Windstille aufzuheben. Artemis ist u.a. die griech. Göttin der Jagd, des Waldes, des Mondes. Die römische Entsprechung ist die Göttin Diana. Iphigenie ist auch auf dem Weg nach Aulis, wo sie sich mit dem Helden Achilleus verloben soll. Ihr Vater Agamemnon weiß nicht, ob er sie wirklich opfern will und ist hin und hergerissen. Schließlich siegt bei ihm die militärische Aufgabe und er will sie nun doch opfern lassen. Auch Iphigenie sieht die Notwendigkeit ein, dass sie geopfert werden muss und ist einverstanden.

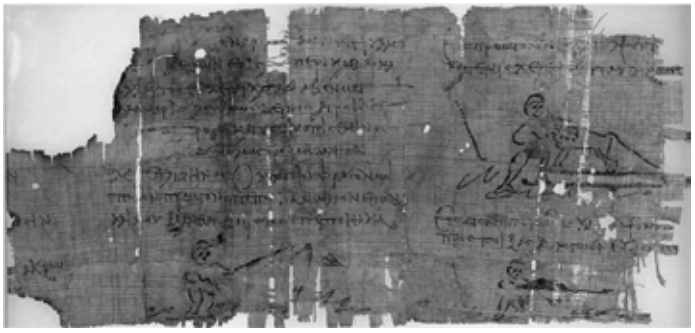
„Opferung der Iphigenie“
ca. 1760, nach Tiepolo d. J. (1727-1804)

Im letzten Augenblick wird Iphigenie jedoch von der Göttin Artemis vor dem Opfertod gerettet und zur Priesterin im Sagenort Tauris bestimmt. Statt Iphigenie wird nun eine Hirschkuh geopfert.

So einfach und willkürlich konnte es offenbar sein. Dort rettet sie ihren Bruder Orestes, der als Landfremder auch geopfert werden sollte. Sie fliehen gemeinsam nach Attika. Soweit das Happyend dieser Tragödie.

Doch kommen wir nun zum **Theater** der griechischen Antike im Allgemeinen. Es hat über viele Jahrhunderte bestanden. Man spricht sogar von nahezu tausend Jahren. Die Vorformen waren offenbar kultischer Natur und sollen aus Chorliedern (den sog. *Dithyramben*) und, wohl kultischen, Tänzen bestanden haben.
Im Laufe ihrer Entwicklung wurden sie zunehmend mit Handlungselementen verbunden.
Auch später war das Theater zumeist mit dem Dionysos-Kult verbunden. **Dionysos** war der Gott der Ekstase, des Rausches, der Fruchtbarkeit, des Weines aber auch des Wahnsinns. Ihm zu Ehren wurden in den Städten alljährlich Festlichkeiten, die **Dionysien**, veranstaltet.
Ab 534 v. Chr. wissen wir von Wettkämpfen von Tragödien-, aber auch (später) Komödiendichtern, während der Dionysien, da über sie oft Siegerlisten überliefert sind. Wettkämpfe scheinen im antiken Griechenland eine große Rolle im gesellschaftlichen Leben der Stadtstaaten, also den Poleis, gespielt zu haben. Angefangen bei den olympischen Spielen (776 v. Chr. bis 394 n. Chr.), von denen auch Siegerlisten aus den frühen Zeiten überliefert sind.
Als kleiner Exkurs zum Thema Textüberlieferung und Siegerlisten sei erwähnt, dass im antiken Griechenland als allgemeiner Beschreibstoff der Papyrus stark verbreitet war. Der älteste heute noch erhaltene Beleg stammt aus dem 6. Jh. v. Chr.

Hier sehen sie einen nicht näher datierten Herakles-Papyrus als originales Beispiel. Papyrus wurde bereits im alten Ägypten entwickelt und aus den Fasern der Pflanze *„Cyperus papyrus“* durch Überkreuzlegen und anschließendem Beklopfen hergestellt.



Die Papierherstellung kam erst im späten 14. Jh. von China nach Europa. Jedoch sind wohl die meisten Schriften und Dramen der griechischen Antike nur durch Abschriften älterer Forscher und Autoren überliefert, da der Papyrus heute nur noch selten erhalten geblieben ist.

Doch nun möchte ich mich weiter mit dem antiken griechischen Theater befassen. Es handelt sich hierbei vornehmlich um die **Tragödie** aber auch um die weniger überlieferte antike griechische Komödie. Denn beide haben ihren Einfluss immer noch auf das Theater, den Film, die Musik und, ja, auf die Medien unserer Gegenwart.

Nennen möchte ich die drei wichtigsten und zugleich größten Dichter der griechischen Tragödie.

Aischylos. Als ältester unter ihnen ist Aischylos zu nennen. Er wurde 525 v. Chr. in Eleusis, Attika, geboren und starb 456 v. Chr. bei einem Aufenthalt auf Sizilien.

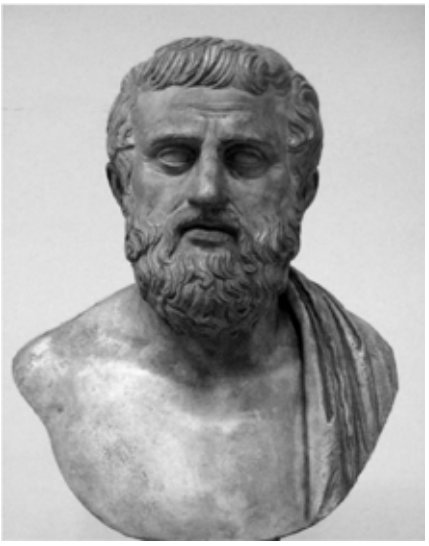
Von seinen sieben vollständig erhaltenen Stücken werden vor allem der ***„Die Perser“*** (472 v. Chr.) und die Trilogie *„Orestie“* (458 v. Chr.) immer noch weltweit gespielt.
Da er als Soldat Athens 490 v. Chr. gegen die Perser an der Schlacht bei Marathon und 480 v. Chr. nach der Zerstörung Athens, an der Seeschlacht von Salamis beteiligt war, beruht seine Tragödie *„Die Perser“* auf der Verarbeitung eigener Erfahrungen in den Perserkriegen nach der Niederlage der Perser bei Salamis. *„Die Perser“* ist die älteste erhaltene griechische Tragödie.

Das Drama erweist sich nicht allein als Negativstück gegen die Feinde Athens, die Perser, sondern es beinhaltet in anerkennender Weise die ehrenvollen Intentionen des Feindes, ohne sie herabzuwürdigen.
Die erste Druckausgabe der Werke des Aischylos erschien 1518 in Venedig. Neben den sieben vollständig erhaltenen Werken ist in den Überlieferungen von 90 Dramen die Rede. Allerdings sind nur 79 Stücke namentlich bekannt. Seine im Nachruhm hochgelobten 20 Satyrspiele sind allesamt verloren gegangen.
Die Überlieferungen des erhaltenen Werkes von Aischylos gehen alle auf die später angefertigten Handschriften des frühen Mittelalters zurück. Papyri sind nicht mehr erhalten.

Die erwähnten **Satyrspiele** sind nach den gleichnamigen griech. Wald- und Quellgottheiten benannt. Satyrn erschienen als menschliche Wesen mit Bocksohren oder auch Bocksbeinen im Gefolge des Dionysos.
Die weiblichen Gegenstücke zu den Satyrn waren die Nymphen. Beide stellen die Personifikation von Naturkräften und Trieben dar. Satyrspiele waren die griech. Gattungen des Schauspiels, in der die Satyrn den Chor bildeten, deren halbtierische Natur und ausgelassene Lustigkeit das jeweilige Stück prägten. Es wurde zumeist als Abschluss nach drei vorangehenden Tragödien als heiteres befreiendes Nachspiel gegeben.

Der erwähnten halbanimalischen Natur, die immer wieder in den Sagen und Dramen auftaucht, scheinen die Menschen der damaligen Zeit tiefer verbunden gewesen zu sein als wir heutige. Haben wir uns weiter davon entfernt als die antiken Griechen?
Wir werden das in der römischen Antike im neuen Jahr noch einmal aufgreifen.

Sophokles

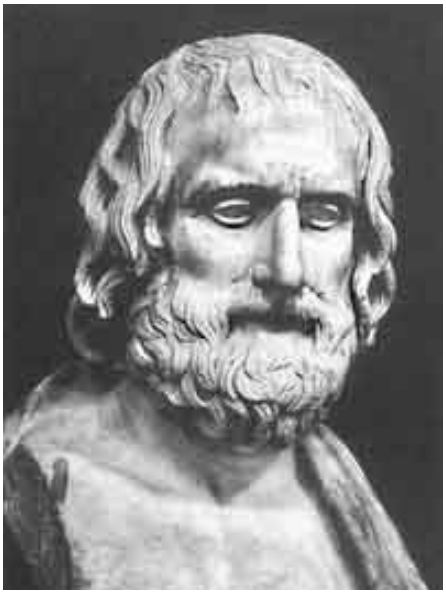

Sophokles (497/496-406/405 v. Chr.)

Der nächste in der historischen Folge der bedeutendsten antiken griechischen Dramatiker ist Sophokles. Er wurde 497 oder 496 v. Chr. in Kolonos geboren und starb 406 oder 405 v. Chr. in Athen. Sophokles gilt neben dem älteren Aischylos und dem jüngeren Euripides als einer der drei bedeutendsten griechischen Tragödiendichter. Seine erhaltenen Stücke, vor allem die *„Antigone“* (442 v. Chr.) und *„König Ödipus“* (429-425 v. Chr.), sind ebenfalls auf den Bühnen der ganzen Welt zu sehen.

Auch die dichterische Nachwelt bis in unsere heutige Zeit hat die Thematik seiner Dramen immer wieder mit großem Erfolg aufgegriffen.
So ist z. B. das Thema der *„Antigone“*, einer griechischen Gestalt der Mythologie, von Jean Anouilh, Berthold Brecht, Carl Orff und Artur Honegger im 20. Jh. literarisch und kompositorisch bearbeitet worden.
Aber auch in der antiken griechischen Originalfassung von Sophokles steht es auf den heutigen Spielplänen.
Komplett erhalten sind auch nur sieben Werke, die zwischen 455 und 409 v. Chr. verfasst worden sind: *„Antigone“, „König Ödipus“, „Ödipus auf Kolonos“, „Aias“, „Die Trachinierinnen“ „Elektra“* und *„Philoktetes“.*

Sophokles übte teilweise auch kultische und religiöse Ämter aus. Offenbar fungierte er auch als Medium, durch das die Götter zu den Menschen sprachen. Schon seinen Zeitgenossen galt er als *„Liebling der Götter“*.
Gesegnet mit Genie, Liebenswürdigkeit und Schönheit, gilt er bis heute als eine der überragenden Personen der antiken griechischen Literatur.
Die Überlieferung gibt 132 Stücke als Werkanzahl an. Sie sind dem Titel nach bekannt. Sophokles sagt über sich selbst, dass die ersten Werke unter dem überschwänglichen Einfluss von Aischylos gestanden hätten.

Euripides


Euripides (um 480-406 v. Chr.)

Als Dritter der großen und zugleich jüngste der antiken griechischen Dramatiker ist der bereits genannte Euripides zu erwähnen. Er wurde 480 oder 485/484 v. Chr. in Salamis geboren und starb 406 v. Chr. in Pella.
Von seinen genannten 90 Tragödien sind nur 18 erhalten. Mit seinen Stücken, vor allem *„Medea“* (431 v. Chr.), die erwähnte *„Iphigenie in Aulis“* (ca. 406 v. Chr.), *„Elektra“* (ca. 413 v. Chr.) und die *„Bakchen“* (ca. 406 v. Chr.), ist Euripides einer der am meisten gespielten Dramatiker der Weltliteratur.

Euripides war der in der gesamten Antike am häufigsten aufgeführte und gelesene Tragiker. Von den großen Meistern der athenischen Tragödie war Euripides der modernste und damit umstrittenste, was ihm Ablehnung und sogar Feindschaft einbrachte. Diese Haltung der Gesellschaft charakterisierte er mit dem Ausspruch: *„Den Feinden schrecklich und den Freunden liebevoll“*.
Von besonderer Bedeutung war sein Einfluss auf die Neue Komödie, insbesondere auf deren Hauptvertreter Menandros, lat. Menander.

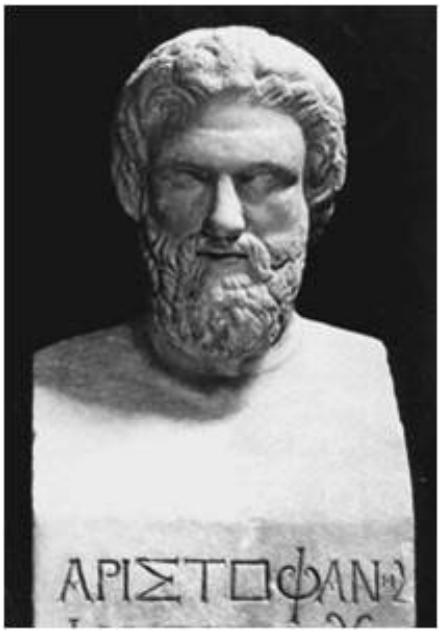
Auf die antike **Alte und Neue Komödie** komme ich nun. Die griechische **Komödie** ist eine Richtung der Bühnenwerke mit meist komischen Wirkungen und in der Regel

einem glücklichen Ausgang. Also anders als die antike Tragödie. Die Komödie wurde neben ihr zu einer wichtigen Gattung des europäischen Dramas. Häufig kommt es in der Komödie zu einem Konflikt, der vermeintliche Werte der Gesellschaft entlarvt oder menschliche Schwächen bloßlegt. Die folgende Lösung ruft zumeist ein Lachen hervor. Kombinationen mit ernsten oder absurden Gattungen finden sich in den Tragikomödien oder Grotesken.

Die Inhalte der griechischen Komödien sind die spottende Auseinandersetzung mit prominenten Bürgern oder anderen Persönlichkeiten. Thema ist es, Geschichten aus dem Leben der Poleis wiederzugeben.
Das Lachen in der Komödie wird zur Vermittlung bestimmter gesellschaftlicher Werte benötigt.

Die Komödie entstand, wie die Tragödie, aus dem Dionysos-Kult. Seit 488 v. Chr. gab es die ersten (überlieferten) Aufführungen von Komödien in Athen, die sich nun auch zu alljährlichen Dichterwettbewerben ausdehnten.
Die Entwicklung der Komödie lässt sich grob in alte und neue Komödie einteilen.

Aristophanes



Aristophanes (um 488 – 385 v. Chr.)

Der wohl berühmteste Dichter der alten Komödie ist Aristophanes (um 488 – 385 v. Chr.). Die meisten Dichter dieser Spezies sind weniger bekannt. Auch von ihnen gibt es überlieferte Siegerlisten. Seine bekannteste Komödie, deren Titel wir sicherlich alle kennen, ist die *„**Lysistrata**“*, die 411 v. Chr. entstand. Das Thema dieser Komödie ist der sexuelle Ehestreik der Frauen Athens und Spartas, um den schon 20 Jahre dauernden Peloponnesischen Krieg zu beenden. Im Stück führt dies zum Erfolg. Bis ins 20. Jh. führte dieses Szenario immer wieder zu Boykotten von konservativen Politikern, dieses Werk aufzuführen.

Menander
Zu einem Bruch in der antiken Komödie kam es durch die Herrschaft der makedonischen Könige. Durch sie war es mit der Demokratie und Redefreiheit, von der das Theater noch heute lebt, vorbei. In der nun *„neuen Komödie“* verlagerte sich der Inhalt von der bissigen Satire nur noch auf die Darstellung verschiedener, nun anonymer Personentypen. Der bedeutendste Dichter dieser Zeit war Menander (um 342/341 – 291/290 v. Chr.).

Da er später die römischen Autoren Plautus, Terenz und Ovid beeinflusste, werde ich mich im nächsten Jahr im Rahmen der römischen Antike näher mit ihm und diesen Autoren befassen.

Doch lassen sie mich nun noch ein wenig auf die Bedeutung der griechischen Literatur eingehen, auf die wir wegen des plötzlichen Todes von Christian Frieling ganz verzichtet haben. Literatur und Theater sind ohnehin untrennbar miteinander verbunden.

Homer
Die ersten überlieferten Zeugnisse der griechischen und damit auch der europäischen Literatur bilden die Epen des Homer (Lebensdaten sind nicht bekannt). Neben der *„Ilias“* und der *„Odyssee“,* die Homer zugeschrieben werden, existieren noch weitere Epen, die wie jene dem Sagenkreis um den trojanischen Krieg zugewandt sind.

Homer und **Hesiod**

Der zweite große Epiker der Frühzeit ist Hesiod (geb. vor 700 v. Chr.). Er lebte als Ackerbauer und Viehhalter. Neben Homers Werken sind die von Hesiod unsere Hauptquellen über die griechische Mythologie und das Alltagsleben in jener Zeit. Zu seinen Hauptwerken gehören das epische Lehrgedicht *„Werke und Tage“*, es umfasst 828 Hexameter (das sind festgelegte Versmaße) sowie die *„Theogonie“*, ebenso ein Gedicht in dem die Entstehung der Welt und der Götter in der Abfolge ihrer Herrschaft geschildert wird.
Leider kann ich aus zeitlichen Gründen nicht näher auf beide Epiker eingehen. Aber es lohnte sehr, sich mit ihnen einmal näher zu befassen. Das gilt, leider, ebenso für die anderen antiken griechischen Literaten. Dies sollte nur ein kleiner Einblick in die frühe Zeit sein.

Zum antiken griechischen Theater bliebe noch zu sagen, dass es bis heute nachwirkt und unsere kulturelle Gegenwart nachhaltig prägt.
Im Rahmen der antiken griechischen Musikbetrachtung werde ich wieder auf das Theater zurück kommen.

Griechische Architektur, Teil II

Für uns ist es heute selbstverständlich, dass sich hinter der antiken griechischen Architektur ein Schönheitsideal verbirgt, dass auch noch heute von Bedeutung ist.

Die Ästhetik der Griechen, die über das römische Reich, der italienischen Renaissance, des Klassizismus des 18. und 19. Jahrhunderts hin bis heute nichts von ihrer Strahlkraft verloren zu haben scheint, stellt für uns immer noch ein Maß dar, an dem man sich orientieren kann. Aber Begriffe wie *Schönheit* oder *Ästhetik* verwandten die Griechen nicht für ihre Architektur.

Begriffe wie Schönheit oder Ästhetik waren Bestandteil der griechischen Philosophie, die besonders von Platon und Aristoteles definiert wurden. Die beiden Philosophen bezogen sich aber hauptsächlich auf die körperliche Schönheit des Menschen, auf der die Anziehung zwischen den Geschlechtern beruht, und auf die Ästhetik der Schönen Künste, die aus Malerei und Skulptur besteht. Hier werden Begriff wie das Echte oder Wahre, das Gute und das Richtige als Beurteilungskriterien verwendet. Nach den Vorstellungen der griechischen Philosophen ist die beste Skulptur die, die der Natur am ähnlich-

sten ist, ebenso ist das beste Gemälde das, welches die Natur am realistischsten wiedergibt.

Immer wieder wird in diesem Zusammenhang die Geschichte des Malers Apelles erzählt, der im 4. Jahrhundert v. Chr. gelebt hat. Dieser soll ein Gemälde mit Trauben gemalt haben, das so realistisch war, das Vögel versuchten, von den Trauben zu picken.

Für die Architektur spielten aber Begriffe wie Ähnlichkeit oder Naturtreue keine Rolle, denn sie ist für die griechischen Philosophen unfigürlich. Entsprechend fehlen Abhandlungen über Architektur als ästhetische Erscheinung. Dies bedeutet aber nicht, dass sich die Philosophen nicht um das Wesen der Architektur Gedanken gemacht hätten. Sie entwickelten nur einfach andere Kriterien, nach denen Architektur bewertet werden konnte. Leider sind keine originalen griechischen Quellen erhalten geblieben. Alles, was wir über die griechische Architekturtheorie wissen, wurde von dem römischen Theoretiker **Vitruv** überliefert.

Dieser schrieb im 1. Jahrhundert v. Chr. eine Abhandlung über Architektur in zehn Büchern.
Wenn er griechische Architekturtraktate zitierte, so handelte es sich zumeist um Beschreibungen von Architekten, die ihre Bauten beschrieben.
Vitruv stellt aber auch ein paar theoretische Schriften vor, die sich mit den Symmetrien beschäftigen.

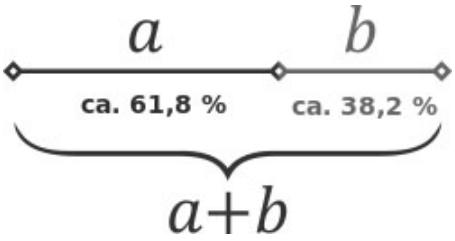
Der Begriff **„Symmetrie“** kann aber nicht so verstanden werden, wie wir dies heute tun, sondern bezieht sich auf komplexe Beziehungen innerhalb der einzelnen Bauteile. *„Symmetrie“* wird hier verstanden als ein Zusammenspiel verschiedener Proportionen, die alle aufeinander bezogen sind. Den überlieferten Texten zufolge kann die *„Symmetrie“* der Proportionen nur durch Zahlen zum Ausdruck gebracht werden. In ganzen Zahlenwerten lassen sich deshalb die meisten der erhaltenen Tempel darstellen.

Warum die Zahlen in der Architektur der Griechen so eine große Bedeutung haben, lässt sich schnell erklären, schaut man sich die Philosophie der **Pythagoräer** an. Für sie sind die Zahlen Ausdruck eines göttlichen Prinzips, welches in den Heiligtümern Realität wird. Nur durch die Umsetzung eines Zahlensystems innerhalb der Tempelarchitektur können die Menschen in Verbindung zu den Göttern stehen.

Die Zahl ist dabei das Grundprinzip allen Seins. Sie verkörpert die Unendlichkeit der göttlichen Schöpfung. Erst die Zahlen ermöglichen Rhythmus und Harmonie, die sich in den Proportionen ausdrücken. Die Proportionen wiederum, die auf die Zahlen basieren, spiegeln die göttliche Schönheit und Vollkommenheit wider.
„Gemäß den Vorstellungen der damaligen Zeitgenossen stellen die Zahlen das `numen` die Majestät des Göttlichen dar. Für Platon, der von Pythagoras stark beeinflusst war, sind `die Zahlen ... der höchste Grad der Erkenntnis`, und der Neupythagoräer Nikomachos von Gerasa stellte fest, dass `alles durch Zahlen beherrscht` wird. Diese werden als Einheiten betrachtet, die eine ewige Wahrheit ausdrücken.“ (Stierlin)

So basiert der griechische Tempel auf einer Reihe von Zahlenverhältnissen, so das alle Bauteile in einem harmonischen Verhältnis zueinander stehen.

So kann man den griechischen Tempel als Ausdruck einer Idee des Göttlichen verstehen. In diesem Zusammenhang ist es nicht verwunderlich, dass die griechischen Theoretiker den ***„Goldenen Schnitt“*** als Höhepunkt dieses Verständnisses entwickelten. Danach soll die Teilung einer vorgegebenen Strecke so vollzogen werden, dass die ganze Strecke a+b zum größeren Teil a sich wie der größere Teil a zum kleineren Teil b verhält.



Der Goldene Schnitt

Innerhalb der Architektur kann die ganze Zahl durch ein Modul ausgedrückt werden. Das Modul stellt die unveränderbare Konstante innerhalb eines Bauwerks dar. Ist dieses Modul einmal festgelegt, können alle Bauteile in Proportion zueinander gesetzt werden.

Die so entstehende harmonische Ordnung spiegelt die göttliche Wahrheit wider. So liegt die Meisterschaft der Baumeister in der Umsetzung dieser Zahlenordnung in gebaute Architektur. Je genauer ein Architekt jedes Detail proportional auf den Rest der Bauteile abstimmt, so vollkommener ist der Bau und um so deutlicher tritt die göttliche Ordnung zutage. Zum Glück können diese Bemühungen um den optimalen Tempelbau anhand einiger bedeutender Heiligtümer rekonstruiert werden.
Besonders die Tempel von Paestum, Syrakus, Agrigent, Selinunt und Segesta spiegeln den Willen zum idealen Tempelbau wider.

Besonders **Paestum** im Süden von Neapel konnte die Jahrhunderte überstehen, da der Fluss Sele im Laufe der Zeit das Gebiet in einen Sumpf verwandelt hatte. Das ungesunde Klima ließ die Menschen den Ort meiden und so geriet Paestum in Vergessenheit. Erst im 18. Jahrhundert wurden die Tempelanlagen wiederentdeckt und führten zu einer regelrechten Antikenbegeisterung der damaligen Zeitgenossen. Zur gleichen Zeit begann man auch mit der Ausgrabung der durch die Asche des Vesuvs verschütteten Städte Pompeji und Herculaneum.

Der erste Hera-Tempel in Paestum, die Innenansicht der “Basilika”, Kupferstich von 1791.

In Paestum nun hat sich einer der frühesten Tempelbauten erhalten, der erste **Hera-Tempel**, auch Basilika genannt, der in die Zeit um 540 v. Chr. datiert wird.
Seine Säulenhalle umfasst insgesamt 50 kannelierte Säulen, die eine starke Schwellung, die sogenannte Entasis, aufweisen. Die Säulen werden von stark gewölbten Kapitellen in Form von Wülsten abgeschlossen.
Leider ist nur noch der Architrav, also das Gebälk über den Säulen erhalten geblieben, alle weiteren Schmuckelemente sind verloren gegangen.

Bemerkenswert ist die ungerade Säulenzahl der Frontseite mit neun Säulen. Im Inneren entspricht dies einer zentralen Säulenreihe, die fast am Ende des Raumes einen größeren Abstand zwischen den Säulen aufweist, wahrscheinlich um hier das Standbild der Göttin aufzustellen.

„Die Proportionen leiten sich von folgenden Maßen ab: Der Grundriss beträgt 24,5 x 54,5 Meter. Die Länge des Sockels, auf dem der Tempel errichtet wurde, entspricht 100 ionischen Ellen. Das Seitenverhältnis von 4 : 9 findet sich später beim Parthenon auf der Akropolis in Athen wieder. Der umlaufende Säulengang hat auf allen Seiten dieselbe Breite, die jeweils einer Raumeinheit entspricht; dieses Maß bestimmt auch die Proportionen des langgestreckten Innenraumes. Der Innenraum ist durch ein Seitenverhältnis von 2 : 7 - das heißt 4 - 2 = 2 und 9 - 2 = 7 bestimmt. Ohne die zwei Raumeinheiten, Vorraum und Schatzkammer, entspricht der Innenraum dem Verhältnis 2 : 5.“ (Stierlin)

Diese Zahlen bezeugen eindeutig, dass sich die Baumeister des ersten Hera-Tempels in Paestum an die Gesetze der *„Symmetrie“* gehalten haben, wie sie von Pythagoras empfohlen wurden, der zu dieser Zeit nicht weit entfernt in Kroton lebte.
Der nächste gut erhaltene Tempel in Paestum war der Göttin Athena geweiht. Auch hier wird die Zahlensymbolik schnell deutlich, schaut man sich die Größenverhältnisse genauer an: Der Tempel weist 6 x 13 Säulen auf, er ist 14,54 x 32,88 Meter groß, das heißt 40 Fuß breit und 96 Fuß lang. So besteht auch hier ein Verhältnis zwischen Front und Seiten von 5:12.

Von besonderem Interesse ist beim Athena-Tempel die Tatsache, dass der äußere Säulenkranz im dorischen Stil gehalten ist, während die Innensäulen Volutenkapitelle im ionischen Stil aufweisen. Wahrscheinlich ist dieser Tempel einer der ersten überhaupt, der beide Stilmerkmale miteinander verbindet. Hier wird deutlich, dass die Baumeister des Athena-Tempels sich nicht nur genau mit den verschiedenen Stilen auskannten, sondern dass sie sie auch ganz gezielt hierarchisch einsetzten.
Anscheinend galt der ionische Stil als höherwertig, kam er doch im Allerheiligsten zum Einsatz.

Kommen wir nun zum dritten und letzten bedeutenden Tempel in Paestum, dem sogenannten großen **Hera-Tempel II**. Dieser ist zur gleichen Zeit errichtet worden wie der Parthenon-Tempel auf der Akropolis in Athen. Lange Zeit wurde der zweite Hera-Tempel als Poseidon-Tempel bezeichnet, bis man sich in der Forschung darüber einig wurde, dass es sich ebenfalls um einen Hera-Tempel handelte, der den ersten ablösen sollte.

Dieser Tempel ist nun der jüngste unter den drei Heiligtümern und wird in die Zeit um 460 bis 440 v. Chr. datiert. Während der Parthenon-Tempel auf der Akropolis ganz dem neuen klassischen Ideal verpflichtet ist, erkennt man beim Hera-Tempel in Paestum noch Anklänge an die archaische Zeit.
Der Tempel strahlt in seiner bemerkenswert guten Erhaltung eine Klarheit und Strenge aus, die seinesgleichen sucht. Mit seinen 36 Säulen und deren wuchtigen Kapitellen wirkt er schwerfälliger als der Parthenon-Tempel, aber ebenso majestätisch und vollkommen.

Athena-Tempel, um 500 v. Chr., Paestum, Gemälde von Jules Coignet 1860

Der zweite Hera-Tempel steht auf einer dreistufigen Plattform und wird von 6 x 14 Säulen umgeben. Die Plattform selbst misst 24,31 x 59,93 Meter, also 72 x 180 Fuß.

Das Seitenverhältnis beträgt also 2:5, was wiederum die Bemühungen der Baumeister verdeutlicht, den pythagoräischen Vorgaben zu entsprechen. Im Inneren der Halle stehe zwei Reihen dorischer Säulen, die ursprünglich das Gebälk trugen. Dem Hauptraum des Heiligtums war eine Vorhalle vorgegeben und ein rückwärtiger Raum für die Opfergaben an die Göttin.

Der Stein besteht nicht wie beim Parthenon-Tempel aus Marmor sondern aus Tuffkalkstein, der heute in seiner spröden Art nichts von dem ursprünglichen Eindruck wiedergibt, denn der ganze Tempel war mit weißem Stuck überzogen worden.

Zum Schluss möchte ich noch kurz auf eine Besonderheit in Paestum eingehen. 1969 wurden hier mehrere griechische Grabmäler gefunden.

Die Wände bestanden aus großen Steinblöcken und waren mit Steinplatten gedeckt. Im Inneren machten die Archäologen eine überraschende Entdeckung:

Die Wandflächen waren mit außergewöhnlichen Fresken geschmückt. Zum ersten Mal hatte man authentische griechische Malereien gefunden, durch die sich ein bisher ungenügend bekannter Aspekt der hellenistischen Kunst erhellen ließ.

Die ältesten Grabbauten, die von den Archäologen in die Zeit um 480 v. Chr. datiert werden, führen in die Anfänge der Klassik zurück. Vor allem das *"Grab des Tauchers"* ist für die Wissenschaftler von hohem Interesse. Die beiden Seitenwände zeigen Bankettszenen: Ein Gastmahl vereint eine Reihe von Gästen mit Lorbeerkränzen im Haar, die bequem auf Liegen ausgestreckt sind, Weinbecher oder Leiern in den Händen halten und miteinander plaudern. An den Schmalseiten des Grabes sind Flötenspieler und Mundschenke zu sehen. Die bemerkenswerteste Darstellung ist jedoch die Szene auf einer der Dachplatten, die auf Pythagoras anspielt. In einem schlichten Dekor mit zwei andeutungsweise skizzierten Bäumen stürzt sich ein Taucher von einem Gerüst ins Wasser.

Die Pythagoräer verstanden dieses Bild als Symbol für den Eintritt der Seele in die Welt der Ewigkeit.
Als Bild der Auferstehung veranschaulicht dieser Sprung in die Wellen des Urmeeres die Rückkehr in das himmlische Reich, in das die frommen Seelen nach dem Tod gelangen.

---

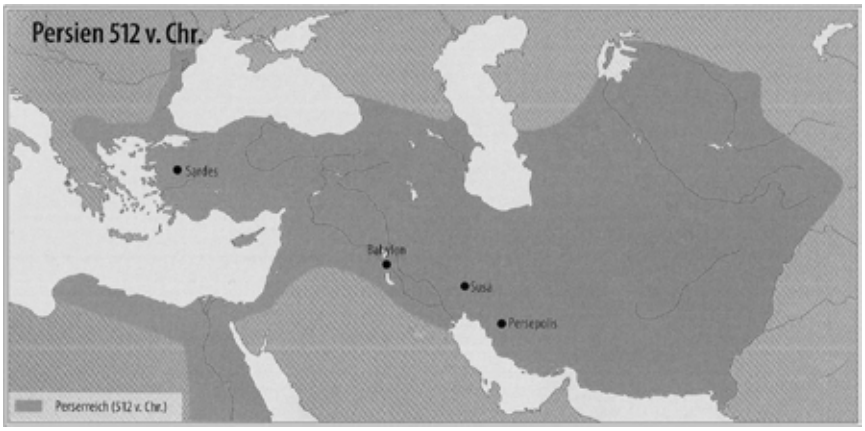
3. Teil der Vortragsreihe:

Griechenland in klassischer Zeit (ca. 500 - 338 v. Chr.), Teil II
Zwischen Krieg und Frieden

Für die Geschichte der griechischen Antike ist das 5. vorchristliche Jahrhundert eine Periode von geradezu dramatischer Dichte.
In diese Zeit fielen Ereignisse, die nicht nur für die damalige griechische Welt, sondern auch für den weiteren Verlauf der europäischen Geschichte insgesamt eine epochale Bedeutung hatten.

Die erste Hälfte dieses Jahrhunderts stand im Zeichen eines heroischen Abwehrkampfes gegen die Expansionsbestrebungen eines orientalischen Großreichs, welches die Freiheit und Autonomie der griechischen Poleis massiv bedrohte und im Falle ihres Obsiegens diese auf unbestimmte Zeit beseitigt hätte. Darüber hinaus wären die Konsequenzen für die Geistes- und Kulturgeschichte Europas möglicherweise unabsehbar gewesen.
Wir werden bei Betrachtung dieser Geschehnisse ferner Zeugen des rasanten **Aufstiegs Athens** zu der Supermacht besonders im östlichen Mittelmeerraum.
Dieser Prozess war einerseits von gewaltigen militärischen und politischen Anstrengungen gekennzeichnet; andererseits betrieb Athen über einen Zeitraum von rund fünf Jahrzehnten ein regelrechtes *„kulturelles Wettrüsten"*, wodurch es, wie wir heute sagen würden, zur *„Kulturhauptstadt"* Griechenlands wurde.
All diese Erfolge beäugte **Sparta**, die unbestrittene Führungsmacht auf der Peleponnes, mit großem Argwohn. Das gegenseitige Misstrauen und die schon in den 460-er Jahren einsetzenden Ressentiments mündeten schließlich in einen mörderischen Krieg zwischen den beiden Mächten, die vormals mehr oder weniger Seite an Seite gegen den persischen Aggressor gekämpft hatten.
Doch der Reihe nach:

Um diese komplexen Sachverhalte mitsamt ihren kausalen Verknüpfungen zu erfassen, müssen wir zunächst einen Blick auf den Nahen und Mittleren Osten werfen, wo sich etwa ab der Mitte des 6. Jahrhunderts v.Chr. ein Weltreich zu etablieren begann.
Der König der **Perser** und Meder, Kyros der Große (Regierungszeit: 559-529 v.Chr.) und dessen Sohn Kambyses (Regierungszeit: 529-522 v.Chr.) zerschlugen innerhalb von 25 Jahren nahezu das gesamte Staatensystem des Vorderen und Mittleren Orients und begründeten damit das persische Großreich.

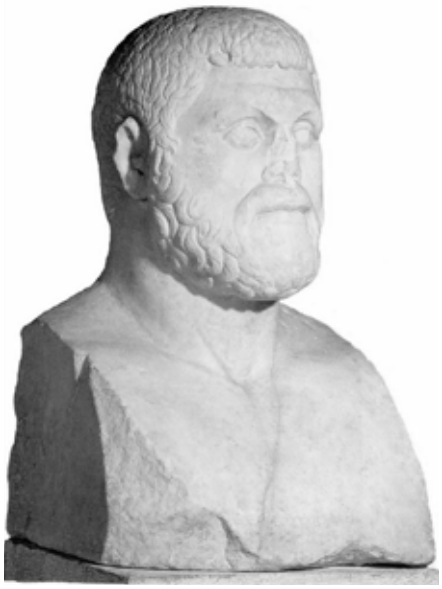


Unter dem Nachfolger des Kambyses, Dareios I. (Regierungszeit: 521-486 v.Chr.), der das Reich noch erweiterte und durch eine geschickte Verwaltungsreform entscheidend konsolidierte, war schließlich ein Weltreich von bis dahin nie gekannter Größe entstanden.
Es reichte vom Indusgebiet bis an die Westküste Kleinasiens einschließlich der dortigen griechischen Küstenstädte, darunter u.a. Milet. Es umfasste ferner Ägypten und Lybien sowie große Teile der makedonischen und thrakischen Küste.

Damit rückte das Perserreich in gefährliche Nähe zum griechischen Mutterland und seinen zahlreichen Inseln in der Ägäis, ohne allerdings auf die dortigen politischen und territorialen Verhältnisse zunächst direkt einzuwirken. Dies sollte sich jedoch bald ändern.
Im Jahre 500 v.Chr. begannen einige der ionischen Küstenstädte unter der Führung Milets gegen die persische Oberhoheit zu rebellieren. Nach einigen militärischen Erfolgen der Aufständischen gelang es den Persern jedoch im Jahre 494 v.Chr. diese Revolte, die unter der Bezeichnung ***„Ionischer Aufstand“*** in die Geschichte eingegangen ist, niederzuschlagen.
Die Perser statuierten ein grausames Exempel: Die einst so stolze und mächtige Stadt **Milet** wurde dem Erdboden gleichgemacht und die überlebende Bevölkerung deportiert. Unabhängig von der Frage, ob der seinerzeit amtierende Großkönig Dareios ohnehin vorgehabt hätte, nach Westen zu expandieren und Griechenland anzugreifen, sollte die Niederschlagung des Ionischen Aufstandes für die freien griechischen Poleis noch zu einer existenziellen Bedrohung werden.
Athen und Eretria, eine Polis auf der gegenüber von Attika vorgelagerten Insel Euböia, hatten die Erhebung der ionischen Küstenstädte durch die Entsendung von 25 Kriegsschiffen unterstützt. Diese frevlerische Tat konnte der persische Herrscher, der sich selbst *„König der Könige“* nannte, schon aus Gründen der Herrscher-Legitimation nicht ungestraft lassen. Im Jahre 491 v.Chr. ließ er durch Gesandte die griechischen Stadtstaaten auffordern, ihm durch Übergabe von Erde und Wasser ihre Unterwerfung zu bekunden. Zahlreiche nord- und mittelgriechische Poleis kamen aus Furcht dieser Aufforderung nach.

Athen und Sparta lehnten jedoch ab und töteten sogar die persischen Sendboten. Jetzt war das Maß voll!
Die Vergeltungsaktion des Großkönigs ließ nicht lange auf sich warten. Im darauf folgenden Jahr steuerte eine persische Flotte mit mehr als 20.000 Soldaten und einer Kavallerieeinheit an Bord durch die Kykladen hindurch auf die Insel Euboia zu. Eretria wurde eingenommen und erlitt dasselbe Schicksal wie vier Jahre zuvor Milet: Die Stadt wurde niedergebrannt und die Bewohner versklavt. Von dort aus wandten sich die Perser Attika zu und landeten in der **Bucht von Marathon**, um anschließend in Richtung Athen zu marschieren.

Unter der Führung des athenischen Strategen Miltiades (um 550-489 v.Chr.) zog ein Heer von 10.000 Schwerbewaffneten den Persern entgegen, um sie in der Ebene von Marathon in offener Feldschlacht zu stellen. Das Wunder geschah: Mit dem Mut der Verzweiflung warfen sich die zahlenmäßig weit unterlegenen Athener im Laufschritt dem Feind entgegen und unterliefen so den tödlichen Pfeilhagel der persischen Bogenschützen. Die völlig überraschten Perser zogen sich unter großen Verlusten zu ihren Schiffen zurück. Der Triumpf des Miltiades war vollkommen. Ohne die Hilfe der Spartaner, die noch versucht hatten, in Eilmärschen das Schlachtfeld zu erreichen, hatte das kleine aber hoch motivierte Bürgerheer der Athener den übermächtigen Feind bezwungen. Dieser Sieg stärkte nicht nur deren Selbstbewusstsein und Ansehen; fortan stellten sie neben Sparta die unangefochtene Führungsmacht in Griechenland.
Eines war jedoch allen Beteiligten klar:
Die Perser würden die Schmach von Marathon nicht auf sich sitzen lassen. Klar war auch, dass ihr nächster Angriff minuziös vorbereitet und mit ungeheurer militärischer Wucht geführt werden würde. Jetzt galt es daher, nicht nur aufzurüsten und neue militärische Strategien zu entwickeln, sondern auch, Verteidigungsbündnisse zu schließen. Ein Wechsel in der Thronfolge sowie die gewaltigen Rüstungsanstrengungen auf persischer Seite verschaffte den Griechen, soweit sie zum Abwehrkampf entschlossenen waren, eine Kampfpause von immerhin 10 Jahren.



Themistokles (um 525-etwa 460 v. Chr.)

Glücklicherweise verfügten die Athener über einen visionären Politiker namens **Themistokles** (um 525 bis kurz nach 460 v.Chr.). Dieser hatte bereits vor der Schlacht bei Marathon gegen erhebliche Widerstände stets die Auffassung vertreten, dass Athen zu einer Seemacht werden müsse, um die politischen und wirtschaftlichen Herausforderungen der Zukunft zu meistern. Neben dem Ausbau und der Befestigung des Piräushafens setzte er ab 483 v.Chr. ein Flottenbauprogramm für ca. 200 Kriegsschiffe (Trieren) durch.
Mit der Schaffung dieser *„Armada“* wurde Athen zur stärksten Flottenmacht Griechenlands. Auf die Initiative Athens hin gelang es dann noch, buchstäblich in letzter Minute, wie die weiteren Ereignisse zeigen sollten, ein Verteidigungsbündnis unter der Führung Spartas, den sogenannten **Hellenenbund** zu gründen, dem allerdings nur 30 Poleis beitraten.

Ab dem Frühjahr 480 v.Chr. begann dann die Zeit der **Perserkriege** im engeren und entscheidenden Sinne. Wir können diese Geschehnisse hier nur mit wenigen Strichen skizzieren. Der seit dem Tod des Dareios amtierende Großkönig **Xerxes I.** (Regierungszeit: 486-465 v.Chr.) rückte mit ca. 100.000 Soldaten und 700 Kriegsschiffen, dem größten Heerbann, den die antike Welt jemals gesehen hatte, in einem kombinierten Unternehmen zu Wasser und zu Lande gegen Griechenland vor.

Ein Teil der griechischen Landtruppen unter der Führung des Spartanerkönigs **Leonidas** (König seit 488 v.Chr.) versuchte zunächst eine Verteidigungslinie bei den **Thermopylen** zwischen Thessalien und Mittelgriechenland gegen die von Norden anrückenden Perser zu halten, was jedoch trotz heftigster Gegenwehr nicht gelang. Leonidas und die ihm am Ende noch verbliebenen Soldaten wurden bis auf den letzten Mann niedergemacht.

Gleichzeitig war es der persischen Flotte nach einer Seeschlacht im Norden von Euböia gelungen, die griechische Kriegsflotte nach Süden in Richtung der attischen Küste abzudrängen.
Der Freiheitskampf der vereinigten Griechen schien in dieser Situation bereits verloren. Mittelgriechenland, ganz Attika und schließlich auch Athen, das im letzten Augenblick noch evakuiert werden konnte, fielen in die Hand der Perser, die nun begannen, Rache für Marathon zu neh-

men. Ein großer Teil der Stadt, einschließlich ihrer Kultbauten auf der Akropolis, wurden ein Raub der Flammen.

Währenddessen hatte sich die athenische Kriegsflotte unter dem Oberbefehl des Themistokles in dem engen Sund zwischen **Salamis** und dem attischen Festland gesammelt. Durch das Werk des griechischen Historikers Herodot (ca. 490-425 v.Chr.), unserer Hauptquelle für die Perserkriege, erfahren wir, dass Themistokles durch eine fingierte Botschaft König Xerxes I. dazu verleitete, die griechische Flotte in dieser Engstelle anzugreifen.

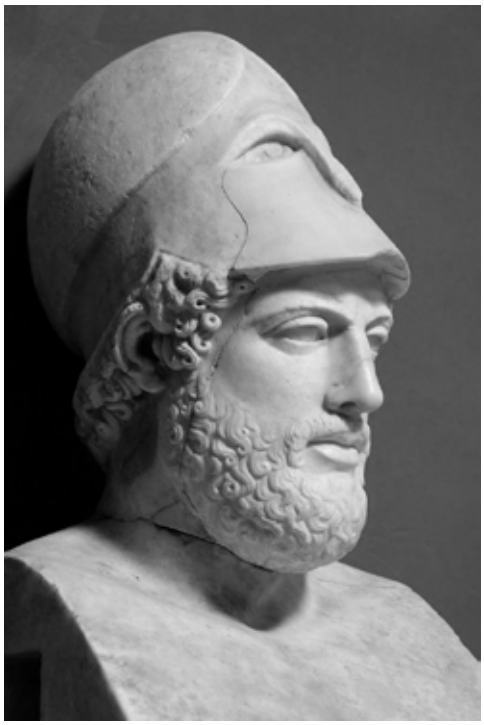
Xerxes schluckte diesen Köder, was schließlich für den persischen Flottenverband zur tödlichen Falle wurde. Im Zuge der Kampfhandlungen, die am 28. September 480 v.Chr. begannen, behinderten sich die persischen Schiffe gegenseitig und konnten keine taktischen Manöver ausführen; sie rammten sich buchstäblich selbst in den Grund. Nach einigen Stunden war die Seeschlacht zu Gunsten der Athener entschieden. Xerxes zog sich mit dem Rest seiner Flotte nach Kleinasien zurück. Das persische Landheer, das in Thessalien zunächst ein Winterquartier bezog, stellte sich im folgenden Jahr noch einmal zur Schlacht, wurde jedoch von den Spartanern bei der Ortschaft Platää in Mittelgriechenland vernichtend geschlagen.

Damit war der Krieg, zumindest im griechischen Mutterland, definitiv entschieden. Was die historische Bedeutung dieses siegreichen Abwehrkampfes betrifft, sind sich die Historiker, besonders im Hinblick die weitere Rolle Athens heute weitgehend einig.
Der Althistoriker Werner Dahlheim bemerkte hierzu u.a. folgendes: „Diese Stadt [Athen] hätte gewiss auch unter einem per*sischen Herrn weiter existiert […].So aber fand sie im Widerstand zu einer Entfaltung der Kräfte die ihr im 5. Jahrhundert eine zentrale Stelle innerhalb des Griechentums einräumen sollte. Die radikale Demokratie, die attische Tragödie, die Geschichtsschreibung, die prachtvolle Baukunst auf der Akropolis, die stilbildende Kraft der Klassik überhaupt ebenso wie die politische Rationalität, die in der Person des Themistokles ihren reinsten Ausdruck gefunden hat, waren samt und sonders Epiphänomene des Sieges von Salamis. Nichts davon hätte es in einem Athen geben können, das – militärisch gedemütigt – von den Persern nur als eine Stadt unter vielen geduldet worden wäre.“*
Mit diesen wenigen Sätzen trifft Dahlheim den Kern dessen, was den fulminanten Aufstieg Athens binnen weniger Jahre ausmachte.
Die Festigung und Weiterentwicklung der demokratischen Ordnung - wir hörten während des vergangenen Themenabends bereits ausführlicher davon – war zweifellos eine der herausragendsten Folgen des Sieges von Salamis. Gemeinsam, d.h. unter Einbeziehung und Mobilisierung aller gesellschaftlichen Kräfte und sozialer Schichten hatte man die Feuerprobe bestanden. Insbesondere waren es die Repräsentanten der untersten Bevölkerungsschicht innerhalb der freien Bürgerschaft, die **Theten** (ethym. ungeklärt), welche zu Tausenden als Ruderer die athenischen Trieren angetrieben und so den Feind das Fürchten gelehrt hatten. Auf diese ehemaligen *„underdogs“*, sie verdingten sich hauptsächlich als Tagelöhner, sollte nun niemand mehr verächtlich herabblicken; sie würden vielmehr mit gestärktem Selbstbewusstsein ihr Recht auf gesellschaftliche und politische Teilhabe einfordern.
Was die Ausweitung der poltischen Einfluss- und Machtsphäre Athens betraf, bot sich recht bald eine günstige Gelegenheit. Der Krieg gegen die Perser war mit der Schlacht bei Platää nur in Griechenland selbst beendet, nicht jedoch im östlichen Mittelmeer und Kleinasien.

Wer würde jetzt den Schutz der dortigen Griechen, insbesondere der ionischen Küstenstädte, garantieren können und wollen? Hierfür kamen ohnehin nur Athen und Sparta ernsthaft in Betracht. Sparta als Landmacht wäre jedoch hierzu kaum in der Lage. Abgesehen davon war besonders die südliche Peleponnes seit Jahrhunderten das traditionelle Machtzentrum dieser Kriegerkaste. Dort wollte man um jeden Preis die Fäden in der Hand behalten. So fiel die Rolle der Schutzmacht mehr oder weniger automatisch Athen zu. In den Jahren 478/77 v.Chr. schlossen die Athener daher mit zahlreichen kleinasiatischen Küstenstädten und Poleis auf den vorgelagerten Inseln ein Kampfbündnis, das man heute den **Delisch-Attischen Seebund** nennt.

Bei Gründung lautete die Bezeichnung offiziell: *„Die Athener und die Bundesgenossen“*. Der zunächst einhellig deklarierte Zweck war die Fortsetzung des Kampfes gegen die Perser. Militärisch war der Seebund in den folgenden rund drei Jahrzehnten mit einer Ausnahme fast durchweg erfolgreich.
In mehreren Seeschlachten konnte die feindliche Mittelmeerflotte so stark geschwächt werden, dass besonders die persische Seite zu Friedensverhandlungen überging. Im sogenannten **Kalliasfrieden** von 448 v.Chr. soll sich der persische Großkönig verpflichtet haben – ganz sicher ist dieses nicht – die Unabhängigkeit der kleinasiatischen Griechen zu akzeptieren und zukünftig keine Kriegsschiffe mehr in die Ägäis zu entsenden.
Das Kriegsziel des griechischen Kampfbündnisses war damit eigentlich erreicht. Eine Auflösung bzw. eine Demilitarisierung des Seebundes erfolgte jedoch nicht, ein Umstand, der das ohnehin zwischenzeitlich angespannte Verhältnis zwischen Athen und Sparta zusätzlich belastete, zumal Athen das Bündnis mittlerweile vollständig dominierte, indem es die ursprünglich gleichberechtigten Bündner letztlich zu Untertanen gemacht hatte.

Parallel zu dieser ständig anwachsenden außenpolitischen Machtfülle vollzog sich auch in Athen selbst ein gesellschaftlicher und kultureller Wandel, der seinesgleichen suchte.



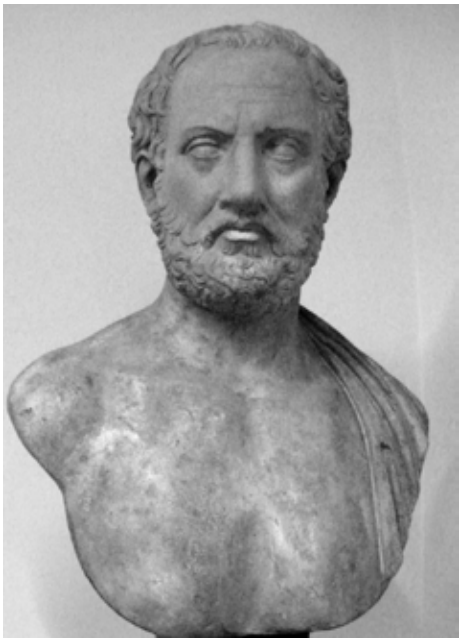
Perikles (um 490-429 v. Chr.)

Niemand ausser **Perikles**, der geniale Staatsmann und Reformer – wir lernten ihn als Vorkämpfer für die attische Demokratie bereits kennen – widmete sich intensiver und kreativer dieser Entwicklung. Er lenkte etwa ab der Mitte

der 460-er Jahre die Geschicke Athens so erfolgreich, dass man später die Zeit bis zu seinem Tode 429 v.Chr. als *„Perikleisches Zeitalter“* bezeichnen sollte.
Sein leidenschaftliches Eintreten für die Beteiligung aller sozialer Schichten an der politischen Willensbildung sowie für die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz, seine Überzeugungskraft und sein Weitblick hinsichtlich aller relevanten Angelegenheiten des Staates, verschafften ihm ein nahezu unbegrenztes Vertrauen seitens der Athener Bürgerschaft.

So wurde er von der Volksversammlung fünfzehnmal (!) in Folge zum Strategen gewählt, also zu einem hohen militärischen Befehlshaber mit weit reichenden Kompetenzen. Die zahlreichen Leistungen und Projekte für seine Polis aufzuzählen, ist an dieser Stelle nicht möglich.

Stellvertretend erwähnt sei hier nur sein Engagement für das gewaltige **Bauprogramm auf der Athener Akropolis**, schon seit früharchaischer Zeit ein Ort der kultischen Verehrung wichtiger Gottheiten, allen voran der Athena, welche der Stadt den Namen gab.
Auf Veranlassung des Perikles begann noch im Jahre 447 v.Chr. die Wiederherstellung der von den Persern unmittelbar vor der Schlacht bei Salamis zerstörten Heiligtümer. Im Mittelpunkt der Arbeiten stand zunächst der Parthenon, der Haupttempel der Athena Parthenos, der jungfräulichen Schutzgöttin der Stadt, die den Athenern im Kampf gegen die Perser beigestanden hatte.
Für die Errichtung der neuen Wohnstätte der Göttin waren nur das Beste und die Besten gut genug: Kostbarster Marmor als Baumaterial und die Verpflichtung der renommiertesten Architekten, Bildhauer und Kunsthandwerker kennzeichneten das ehrgeizige Bauprojekt, welches Unsummen verschlang.
Nach nur 15 Jahren Bauzeit war das Werk vollendet, bei weitem nicht nur ein Symbol der tiefen Frömmigkeit und des vorbildhaften Kultvollzugs, sondern ebenso eines der Macht, der Tüchtigkeit und des unbändigen Willens, eine ideale Polis zu schaffen, deren Glanz und Ruhm auf die gesamte griechische Welt ausstrahlen sollte.



Thukydides (um 464-um 395 v. Chr.)

Der griechische Historiker Thukydides (ca. 460-kurz vor 400 v.Chr.) dem wir eine fast vollständige Schilderung und Analyse des Peloponnesischen Krieges verdanken, hat die Ideale des athenischen Staates in der Rede des Perikles für die Gefallenen des ersten Kriegsjahres 431 v.Chr. u.a. wie folgt charakterisiert:

„Zusammenfassend sage ich, dass unsere Stadt im Ganzen die Schule von Hellas sei und dass jeder einzelne Bürger, wie ich glaube, bei uns in vielseitigster Weise und in spielerischer Anmut seine ihm eigene Art entfalte. Dass dies nicht Prunk mit Worten für den Augenblick ist, sondern Wahrheit der Tatsachen, beweist die Macht der Stadt, die wir dank unserer Eigenschaften, errungen haben […]. Mit sichtbaren Zeichen, wahrlich nicht ohne Zeugen, entfalten wir unsere Macht in Gegenwart und Zukunft uns zum Ruhme..“

Eben dieser von Perikles so hymnisch gefeierte Machtzuwachs hatte nach den Siegen von Salamis und Platää besonders auf spartanischer Seite ein Klima des Misstrauens geschaffen, welches irgendwann in offene Feindseligkeit umschlagen musste. Ab Mitte der 460-er Jahre v.Chr. kam es dann zu massiven diplomatischen Querelen, gegenseitigen Brüskierungen und militärischen Drohgebärden, was schließlich dazu führte, dass Athen das antipersische Bündnis mit **Sparta** aufkündigte.

Damit war der endgültige Bruch zwischen den beiden griechischen Führungsmächten besiegelt. In den folgenden Jahren kam es immer wieder zu militärischen Auseinandersetzungen auf verschiedenen Schauplätzen; vor allem ging es hierbei um die Vorherrschaft von Mittelgriechenland.
In den Jahren 446/5 v.Chr. schlossen die Kriegsparteien dann einen Friedensvertrag, der auf 30 Jahre festgelegt wurde. Gegenstand des Vertrages waren u.a. die gegenseitige Respektierung der Herrschaftsbereiche sowie die Koalitionsfreiheit der bislang neutral gebliebenen griechischen Staaten; diese sollten frei entscheiden können, welchem Bündnissystem sie sich anschließen wollten.

Ferner war vereinbart, dass über Streitigkeiten ein Schiedsgericht entscheiden sollte. So weit, so gut!
Den Beteiligten war jedoch klar, dass die Kriegsgefahr auf Dauer nur dann gebannt werden könnte, wenn der durch den Vertrag festgeschriebene *status quo* rigoros eingehalten und auf weitere hegemoniale Bestrebungen verzichtet werden würde.

Dies sollte jedoch eine Wunschvorstellung bleiben. In den 430-er Jahren kam es zu einer schweren Krise, die u.a. dadurch ausgelöst wurde, dass Athen sich in einen auswärtigen Konflikt hineinziehen ließ und im Zuge dieser Einmischung schließlich auch die Städte Korinth und Megara, beide auf Seiten Spartas, durch politische und wirtschaftliche Sanktionen unmittelbar bedrohte.

Nicht zuletzt auf Drängen dieser beiden, für seine Herrschafts- und Interessenssphäre überaus wichtigen Poleis, erklärte Sparta nach längerem Zögern 432 v.Chr. Athen den Krieg.

Wir können die Einzelheiten dieses **Kampfes um die Vorherrschaft in Griechenland** nicht im Einzelnen darstellen. An dieser Stelle nur soviel:

Der Krieg, der sich mit Unterbrechungen von 431-404 v.Chr. hinzog, wurde beiderseits mit äußerster Brutalität und bedingungslosem Vernichtungswillen geführt. In den ersten Kriegsjahren fiel regelmäßig ein spartanisches Heer in Attika ein, um hauptsächlich die agrarischen Ressourcen, wie Äcker, Weingärten und Olivenhaine zu verwüsten. Im Gegenzug holte die athenische Kriegsflotte zu Vernichtungsschlägen an den Küsten der Peloponnes aus.
Besonders dramatisch entwickelte sich die Situation für Athen bereits im dritten Kriegsjahr auf Grund einer Pestepidemie, der auch Perikles zum Opfer fiel. Nach 10 Jahren führte eine bei den Beteiligten deutlich spürbare Kriegsmüdigkeit zu einem vorläufigen Friedensabkommen, das der Athener Nikias (ca. 470-413 v.Chr.) als Vermittler zustande brachte. ***(„Nikias – Friede“)***

Dieser auf 50 Jahre abgeschlossene Vertrag sollte jedoch nur kurze Zeit Bestand haben.

Auf beiden Seiten gab es politische Kräfte, die den Friedensprozess mit allen Mitteln zu hintertreiben versuchten. Nachdem sich wechselnde Koalitionen in beiden Lagern gebildet hatten, die allerdings bald wieder zerfielen, nahm man die Kampfhandlungen im Jahre 413 v.Chr. wieder auf.

Der Krieg tobte nun nicht mehr nur auf dem griechischen Festland weiter, sondern verlagerte sich zunehmend als Seekrieg in die Ägäis. Sparta war zwischenzeitlich ebenfalls zu einer Seemacht geworden, nachdem man mit dem ehemaligen Erzfeind Persien ein Hilfsvertrag abgeschlossen hatte, der große Mengen an Geld und Edelmetall in die Kriegskasse der Spartaner spülte, ein Umstand, der schließlich kriegsentscheidend werden sollte.
In den letzten Kriegsjahren kam es zu mehreren Seeschlachten mit zunächst wechselnden Erfolg.

Das Kriegsglück verließ die Athener allerdings zusehends und führte zu einer immer stärker werden Schwächung ihrer Flotte.
In einem letzten großen Gefecht am Hellespont wurde sie fast völlig vernichtet.

Kurze Zeit später schlossen spartanische Landtruppen die Stadt Athen ein und hungerten sie aus.

Athen kapitulierte bedingungslos und musste seine Befestigungsanlagen niederreißen, seine letzten noch verbliebenen Schiffe ausliefern und den Seebund vollständig auflösen.

Damit war eines der wohl schrecklichsten Kapitel der antiken griechischen Geschichte beendet.

Zur Frage der Kriegsschuld hören wir abschließend eine Einschätzung des Kriegsberichterstatters Thukydides:

„Den letzten und wahren Grund, von dem man freilich am wenigsten sprach, sehe ich im Machtzuwachs der Athener, der den Spartanern Furcht einflößte und sie zum Krieg zwang.“

Mit anderen Worten:

Das Gleichgewicht der Kräfte (*„balance of power“*) war offensichtlich so nachhaltig gestört, dass man fatalerweise in einem Angriffskrieg den einzigen Ausweg sah.

Abschließend bleibt die Frage, ob Sparta den Sieg, der so viel Blut gekostet hatte, würde nutzen und seine errungene Vorherrschaft auf Dauer würde behaupten können.

Hiermit werden wir uns am letzten Themenabend u.a. noch beschäftigen.

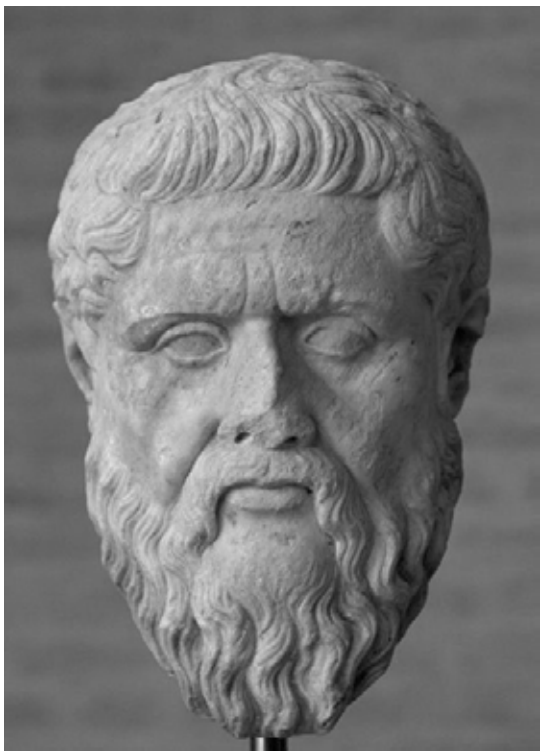
Philosophie: Aus der Höhle in das Sonnenlicht

Dass in Athen 399 v. Chr. der *„gerechteste aller damals Lebenden“*, Sokrates, zu Unrecht zum Tod verurteilt worden ist, hat einen seiner Schüler tief bewegt, in eine Krise gestürzt und seinen Lebensweg und seine Philosophie stark beeinflusst.

Dieser Schüler ist **Platon (427 – 347 v. Chr.)**, der Sokrates im Alter von 20 Jahren begegnet und 29 Jahre alt ist, als Sokrates den Schierlingsbecher nimmt.
Als Spross einer der führenden aristokratischen Familien Athens wird er standesgemäß auf eine politische Karriere vorbereitet. Erbitterte Auseinandersetzungen innerhalb der Polis zwischen der aristokratischen und der demokratischen Partei, Ungerechtigkeit und Korruption, die ständigen Kämpfe zwischen den Poleis, die Niederlage Athens im ungewöhnlich grausam geführten Krieg mit Sparta, Tyrannenherrschaft usw. prägen seine Zeit und lassen ihn die Politik meiden.
Sein Geburtsjahr ist das Todesjahr des Perikles, mit dem das *„goldene Zeitalter“* Athens endet.

Mit seinem Werk versucht Platon Antworten zu geben auf den Niedergang der Polis als sozialer Gesamtordnung, der Brüchigkeit der Kultur-Grundlagen und der offenen Frage, wie das Zusammenleben der Menschen organisiert sein soll.

Auf diesem historischen Hintergrund wird deutlich, weshalb so abstrakt erscheinende Fragen wie die nach *„dem Guten“*, nach *„der Tugend“*, nach dem *„idealen Staat“* so bedeutsam waren.



Platon (427 – 347 v. Chr.)

Aus dem gleichen Grund besitzt er eine tiefe Ablehnung gegen die Sophisten. Mit Sokrates wurde Philosophie eine öffentliche Angelegenheit, die auf dem Markt die Menschen erregte und beschäftigte. Für Platon sind sie natürlich auch Konkurrenten um die Vorherrschaft in der öffentlichen Meinung. Da sie z.B. behaupten, es gebe keine Wahrheit und zu jedem Sachverhalt mindestens zwei Meinungen, sind sie in Platons Sicht mitverantwortlich für den Niedergang der Kultur und verhinderten eine Klärung wichtiger Fragen.

Um dem zu begegnen, gründet er im Jahr 388/87 v. Chr. in einem Park, der dem Heroen Akademos gewidmet ist, eine Schule. Sie wird daher sie **„Akademie“** genannt und ihre Schüler Akademiker. Diese Akademie wird im Jahr 529, also nach mehr als 900 Jahren, vom christlichen Kaiser Justinian I. als *„heidnisch“* geschlossen.

Platons Vorstellung von einem Ausweg aus den Krisen der Zeit findet sich in der utopischen Beschreibung eines idealen Staates, die er in der Schrift ***„Politeia“ (Der Staat)*** niederlegt hat und mit der die Staatsphilosophie ihren Anfang nimmt. Dieser ideale Staat ist genauso aufgebaut, wie der menschliche Körper: Kopf, Brust und Unterleib. Jedem

Teil entspricht eine Eigenschaft. Das Denken und die Vernunft haben ihren Sitz im Kopf, der Wille den seinen in der Brust, Lust und Begehren ihren im Unterleib. Zu jeder Eigenschaft gehört eine Tugend: Vernunft und Weisheit gehören zusammen wie Wille und Mut, die Tugend der Mäßigung muss das Begehren zügeln.

Besitzen die **drei Seelenteile** ihr rechtes Maß, dann herrscht die übergeordnete Tugend der Gerechtigkeit. Diese vier zusammen werden bis heute *„Kardinaltugenden“* genannt. Ein Gleichgewicht der Eigenschaften und Tugenden kennzeichnet einen gesunden und harmonischen Menschen – und nur wenn der Staat in gleicher Weise harmonisch im Gleichgewicht steht, kann er ein gerechter Staat sein.
Jeder Mensch in diesem Staat hat eine einzige, seinen Anlagen und Fähigkeiten entsprechende und ihm zukommende Aufgabe und Stellung, weshalb Kinder nicht von den Eltern, sondern vom Staat in eigenen Wohnanlagen erzogen werden. Allen kommt eine zunächst gleichartige Bildung zu, die dann je nach künftiger Aufgabe verlängert und umfassender wird. Entsprechend den Seelenteilen und Tugenden ist auch der Staat dreigliedrig:

Der **Handelsstand**, die große Mehrheit des Volkes der Arbeiter, Handwerker, Bauern usw., darf Ehen führen und Privatbesitz haben.

Die **Wächter** sind Soldaten und Soldatinnen des Staates, die keinen Privatbesitz, ständig wechselnde Wohnungen haben und nur zu Paarungszwecken arrangierte temporäre „Beziehungen“ eingehen dürfen.

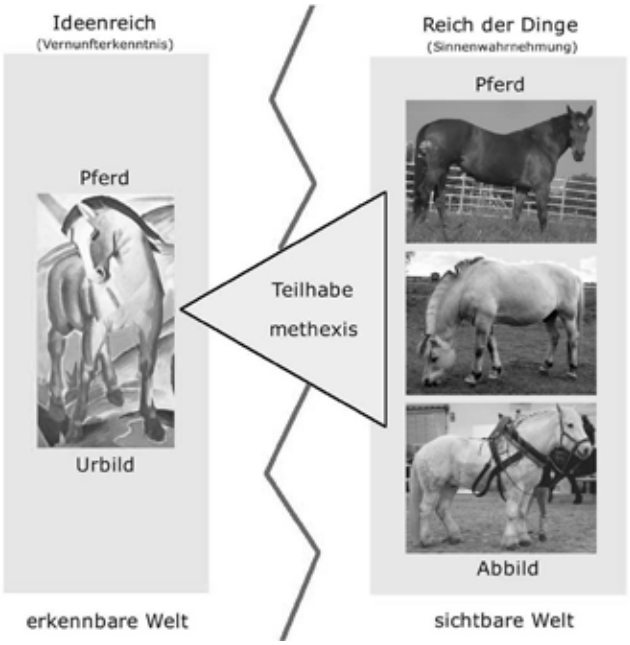
Geführt wird dieser Staat von **Philosophen**, die sowohl männlich als auch weiblich sein können und die allein in der Lage sind, alles für das Wohl der Polis zu tun, weshalb auch sie nicht über Privatbesitz verfügen dürfen. So wie Vernunft den Körper lenkt, müssen also Philosophen den Staat lenken. In der Tatsache, dass der einzelne Mensch dem Staat vollkommen untergeordnet, sein Leben streng reglementiert ist, sehen Kritiker in Platons *„Staat“* einen Vorläufer totalitärer, mindestens aber autoritär-patriarchalischer Systeme.

Warum aber sollen Philosophen den Staat führen? Protagoras` Lehre, dass es keine allgemein verbindliche Wahrheit und keinen verbindlichen Maßstab geben könne und der Mensch das Maß aller Dinge sei, hielt Platon für verderblich, zerstöre sie doch die Grundlagen der Moral, der Sittlichkeit, der Tugend. Er dagegen sucht nach einem allgemeingültigen Fundament und dem Weg zu ihm.

Im Mittelpunkt steht daher die Beziehung zwischen dem, was auf der einen Seite fließt, sich ständig ändert, entsteht und vergeht und auf der anderen Seite dem, was unveränderlich, ewig und beständig ist. **Heraklit** hatte eine Erkenntnis der Wirklichkeit wegen ihrer ständigen Veränderung verneint. **Parmenides** hatte dagegen behauptet, dass hinter der Welt der realen Dinge eine andere Welt existiere, die sich nicht verändert und ewig existiert. Beide Welten seien durch eine tiefe Kluft voneinander getrennt. Und schließlich hatte **Sokrates** hinter einer als *„gerecht“* empfundenen Handlung eine allgemeine Vorstellung von Gerechtigkeit vermutet, die zu definieren sei. Da eine eindeutige Definition und eine wissenschaftliche Durchdringung irgendeines Dinges, das sich ständig ändert, nicht möglich ist, vermutete auch Platon, dass es hinter allen Dingen und Erscheinungen, nicht getrennt, sondern mit ihnen verbunden solche ewigen Wahrheiten gebe. Diese ewigen Eahrheiten nennt er ***„Ideen“*** (gr. idea = Aussehen, Gestalt) – diese lassen sich definieren und wissenschaftlich erarbeiten.

Seine Ausgangsfrage ist z.B.: Wie kommt es, dass wir einen Baum als Baum, ein Pferd als Pferd, ein Haus als Haus erkennen, obwohl sich Bäume, Pferde und Häuser ganz konkret auf vielfältige Weise voneinander unterscheiden?

Unsere Sinne erfassen nur das Unterschiedliche, sich Verändernde und Vergehende – aber hinter aller Unterschiedlichkeit und Veränderung, so Platon, stehe die unveränderliche, ewig existierende Idee eines Baumes, eines Pferdes oder eines Hauses. Unter *„Idee“* versteht Platon also die reine, selbst nicht sichtbare Gestalt oder Vorstellung, die allem zugrundeliegt, was unseren Sinnen zugänglich ist.



Die Idee ist das Urbild, nach dem die sichtbare Welt geformt ist. Ideen sind *„wahrhaft seiende Wesen“, „das reine, immer seiende unsterbliche und in sich stets Gleiche“.* Die von uns wahrgenommenen Dinge sind nur die flüchtigen, entstehenden und vergehenden, unzulänglichen Abbilder dieser Urbilder.

Ein reales Pferd hat danach lediglich Anteil an der reinen Idee *„Pferdheit“*, genauso wie ein Mensch Anteil an der Idee *„Menschheit“* besitzt. Gleiches gilt auch für den Bereich der abstrakten Begriffe wie Gerechtigkeit, Schönheit, Tapferkeit, Mut usw. – auch sie haben als Grundlage eine *„unwandelbare, ewig bestehende Idee“*, die durch Vernunft erkannt werden kann, weil auch die Welt nach den Gesetzen der Vernunft angelegt ist. Wie das geschehen kann, hat Platon in seinem berühmten **Höhlengleichnis** in der *„Politeia“* dargelegt:

Die Menschen wohnen in einer unterirdischen Höhle, sie drehen dem Eingang den Rücken zu und sind in dieser Stellung angekettet. Sie können nur auf eine Höhlenwand schauen. Hinter ihnen, von ihnen also nicht zu sehen, erhebt sich eine Mauer. Hinter dieser Mauer brennt ein Feuer, an dem alle möglichen Dinge vorbeigetragen werden. Von diesen vor dem Feuer vorbeigetragenen Dingen sehen die Angeketteten nur die Schatten auf der von ihnen angesehenen Wand. Das heißt, die seit ihrer Geburt Angeketteten sehen nur die Schattenbilder realer Dinge, halten aber natürlich die Schatten für das einzige, was es real gibt.

Nun kann sich jemand von den Angeketteten befreien, dreht sich um, klettert über die Mauer und sieht als Quelle der Schatten das Feuer und ist zunächst vom Feuerschein geblendet, sieht aber nach und nach die scharf umrissenen Dinge, die am Feuer vorbeigetragen werden.

Schließlich schlägt er sich zum Höhleneingang durch und wird, diesmal noch viel stärker, geblendet, erkennt aber nach und nach Formen, Farben, wirkliche Tiere und Blumen usw. – und erkennt die Sonne, die all dem vor der Höhle Leben gibt, wie das Feuer in der Höhle die Schatten erzeugt. Mit dieser Erkenntnis geht er zurück zu den Angeketteten und erklärt die ihnen vorenthaltene Wahrheit, dass all das, was sie sehen, lediglich Schattenbilder wirklicher Gegenstände sind. Sie glauben ihm nicht und schlagen ihn am Ende tot.

Die Welt der Ideen und die Welt der Dinge verhalten sich zueinander wie die Welt im Sonnenlicht bzw. die Welt im Schatten. Die Menschen leben in der Höhle und sehen nur die Formen der Natur als Schatten der hinter ihnen stehenden vollkommenen Ideen.
Der Philosoph ist der, der in das Sonnenlicht tritt und in ihrem Schein die wirkliche Ideen hinter all den Erscheinungen erkennt.
Die **höchste Idee**, und hier erkennt man ihn als Schüler des Sokrates, ist die Idee des Guten, deren Erkenntnis den Philosophen befähigt, einen Staat zu leiten.
Das Gute ist Ziel und Ursprung allen Seins, es ist die Idee aller Ideen. Wahre Erkenntnis ist also nach Platon immer die Erkenntnis der reinen Idee. Diese Welt der Ideen kann nicht durch sinnliche Wahrnehmung, sondern allein durch die von Platon so genannte *„intuitive Schau“* erkannt werden. Da die Beschäftigung mit Mathematik genau diese Fähigkeit zur Abstraktion und zur idealen Form schult, besitzt sie in der Akademie einen hohen Stellenwert.

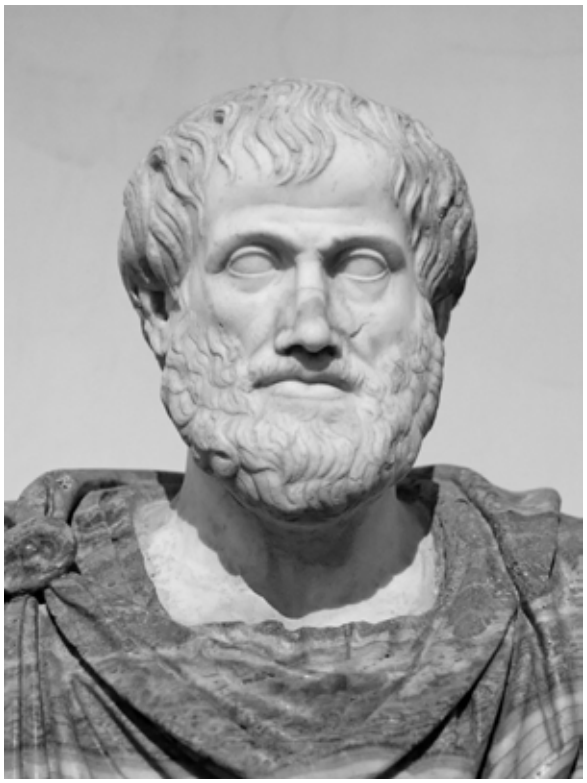
Wie aber kann ein Mensch diese Ideen durch Vernunft und nur durch Denken überhaupt erkennen?
Platon entwickelt das in seiner **Seelenlehre**:
Die Seele ist das Prinzip des Lebens und damit unsterblich. Es gibt die Welt- und die Einzelseele, die aber wesensgleich sind:

Der Körper des Menschen wird durch die **Seele**, die Materie des Kosmos (*„schöne Ordnung“*) durch die **Weltseele** belebt. Durch die Weltseele hat der Demiurg (*Weltschöpfer*) die Vernunft und eine alles bewegende Kraft in den Kosmos gebracht. Da sich die Seele des Menschen von der Weltseele ableitet, ist diese zugleich die Ursache aller Erkenntnis und trägt den Kosmos in sich. Die Einzelseele ist geistig, göttlich und wesensverwandt mit der Idee des Guten.
Das Denken, die Vernunft ist der einzig unsterbliche der 3 Seelenteile, der sich erst beim Eintritt in den konkreten Leib mit den übrigen Teilen der Seele verbindet.
So gibt es also bei Platon eine unsterbliche als auch prä-existente Seele, die aber anders als im Christentum keine unsterbliche persönliche Seele ist, sondern getrennt von Person und Körper existiert.

Für Platon (und das haben die späteren Christen übernommen) ist der von Begierden geprägte **Leib** das Gefängnis und Grab der Seele, woraus sich eine ausgeprägte Leibfeindlichkeit entwickelt hat. Nach Platon muss die durch die Begierden des Leibes verunreinigte Seele nach einem Gericht in der Unterwelt durch Wiedergeburten geläutert werden, um sich mit dem Göttlichen vereinigen zu können.
Der unsterbliche Teil der Seele hat weder Anfang noch Ende. Platon übernimmt von den Pythagoreern die Vorstellung, dass all unser Wissen, unsere **Erkenntnis ein Wieder-Erinnern** und Wieder-Erkennen dessen ist, was die Seele durch ihre vielfachen **Wiedergeburten** bereits erfahren hat.

Die Schlussfolgerung ist, dass der Mensch die Wahrheit nur in seinem Inneren und nicht im Äußeren finden kann, denn außen, die sichtbare Welt ist ja Schatten- und Scheinwelt. Das Ziel des Menschen ist es, sich durch Denken und Vernunft in die übersinnliche Welt zu erheben, um in den Besitz des höchsten Guten und Schönen zu gelangen. Doch Leib und Sinnlichkeit sind die Fesseln, die ihn daran hindern, weshalb es Aufgabe der Vernunft ist, die drei Seelenteile in eine angemessene Ordnung zu lenken. Das Gute zu erstreben und die Ideen zu schauen, bedeutet, sich um das Geistige zu kümmern und ein Leben zu leben, in dem man nach Erkenntnis strebt, um so die Seele zu befreien.

Platons bedeutendster und zugleich selbstständigster Schüler ist **Aristoteles**, der 384 v. Chr. in Stagira in Makedonien zur Welt kommt. Sein Vater Nicomachus ist Leibarzt des makedonischen Königs Amyntas.
Als Aristoteles 366 v. Chr. 17-jährig nach Athen kommt, um bis zu Platons Tod 20 Jahre in der Akademie zu studieren und zu lehren, bleibt er Fremder ohne Bürgerrechte (*Metöke*) und wird wegen seiner makedonischen Herkunft und Verbindungen in die politischen Kämpfe Athens gegen die makedonische Herrschaft hineingezogen.
Denn Aristoteles selbst ist ab 343 v. Chr. auf Einladung von Philipp II., König von Makedonien, Erzieher von dessen Sohn 13-jährigem Sohn Alexander, den man später *„den Großen“* nennen wird und den er 3 Jahre lang unterrichtete.



Aristoteles (384 – 322 v. Chr.)

Wie Platon gründet er eine Schule, das *„Lyzeum“*. Nach Alexanders Tod 323 erhebt sich Athen gegen Makedonien und Aristoteles gerät in pro-makedonischen Verdacht und flieht nach Chalkis/Euböa, wo er 322 v. Chr. stirbt.

Man kann Aristoteles als ersten Kritiker seines Lehrers Platon bezeichnen. Dessen mathematisches Weltbild ist ihm ebenso fremd geblieben wie bspw. auch dessen Seelenlehre. Die Welt der sinnlich

wahrnehmbaren Dinge hat für ihn einen höheren Stellenwert, weshalb er vielfältige biologische Studien unternimmt. Mit Platon teilt Aristoteles die Ansicht, dass die Welt auf Vernunft gegründet ist. Vernünftiges Denken und die uns umgebende Welt besitzen die gleiche Struktur – Vernünftiges kann nur durch Vernunft erkannt werden.
Mit seinem Werk hat Aristoteles manche Wissenschafts-Disziplin begründet bzw. stark beeinflusst, darunter Wissenschaftstheorie, Staatslehre, Logik, Biologie, Physik oder Ethik.
Seine Schriften sind sachlich-wissenschaftliche Abhandlungen und wurden im 1. Jhrdt. nach Christus in 3 Gruppen gefasst:

1. Logische Schriften (*„Organon“*, was *„geistiges Handwerkszeug“* bedeutet).

2 die naturwissenschaftlich-physikalischen Schriften (über Physik, Biologie, Zoologie, Astronomie, Meteorologie sowie ein Buch über die Grundlagen des Seins – die *Metaphysik*, was *„jenseits/nach der Physik“* heißt), das eines der wirkmächtigsten Bücher der Philosophiegeschichte ist und schließlich

3. die ethisch-politischen Schriften zu Politik, Ethik, Kunst und Poetik.

Ausgangfrage ist auch für ihn das Sein – verbunden mit der Frage, was wir meinen, wenn wir sagen, dass etwas so oder so *„ist“*. Zunächst stellt er grundsätzlich fest:

„Ein und dasselbe (kann) demselben Gegenstande und in derselben Bedeutung nicht zugleich zugesprochen und abgesprochen werden.“

Dieser gegen den sophistischen Relativismus gerichtete so genannte *„Satz vom Widerspruch“*, wird, obwohl er für uns banal klingt, zur Grundlage von Wahrheit und Wissenschaft. Für die Klärung der Frage, was das Wesen des Seins sei, besteht der wesentlichste Beitrag des Aristoteles wohl in der Ausgestaltung der förmlichen Wissenschaft vom Wissen, **Logik**, die so wesentlich bis heute gilt.

Jede Wissenschaft und jede Theorie benötigt abstraktes Denken. **Abstraktion** heißt *„Abziehung“*. Damit ist gemeint, dass vom Einzelnen abgesehen wird. Denn erst durch Verallgemeinerung des vielen Konkreten wird es möglich, z.B. allgemeine Begriffe und Schlussfolgerungen zu bilden.

Der Begriff *„Lebewesen“* ist ein solcher abstrakter Gegenstand des Denkens, der vollkommen absieht vom einzelnen Bären, Pferd, Mensch, Huhn – aber das allen Gemeinsame per Definition enthält.

Genauso verhält es sich mit Gerechtigkeit, Staat, dem Guten, dem Glück, der Bewegung usw. Aristoteles wandte sich der Erfahrungswelt und ihrer Vielfalt mit dem Ziel zu, das ihm begegnende Konkrete zu ordnen und zu klassifizieren und schuf zugleich praktische Anweisung für ein einwandfreies wissenschaftliches Denken. Er erkannte z.B., dass Begriffe, die wir zu Sätzen verbinden, sich immer wieder in typische Gruppen einreihen lassen.

In der schon genannten Schrift *„Organon“* zerlegt Aristoteles das Denken und Sprechen in seine Bestandteile. Er war der erste, der erkannte, dass auch der Geist bestimmte Strukturen, Elemente und Grundfunktionen besitzt, die aus Begriffen, Urteilen und Schlussfolgerungen bestehen, die studiert und beschrieben werden können.

Ergebnis dieser Beobachtung ist die berühmte **Kategorientafel**. Sie enthält 10 Schemata von Aussageformen. Unsere Begriffe sind danach entweder Bezeichnungen für eine Wesenheit (die er ***Substanz*** nennt), oder sie geben Auskunft über Quantität, Qualität, Relation, Ort, Zeit, usw., die er ***Akzidenz*** nennt.
Grundlegend ist die ***Substanz***: Sie ist das wahrhaft Seiende, das Wesen, das mit sich identisch, also immer unverändert in den natürlichen Dingen selbst liegt und dort auch zu finden ist. Damit legt er Platons *„Ideen“* ad acta, der ja den realen Dingen als Schattenbilder lediglich Anteil an einer reinen Idee zugewiesen hatte, die selbst nicht in ihnen zu finden ist.
Der Substanz stehen 9 so genannte ***Akzidenzien*** gegenüber. Akzidenzien sind das, was z.B. zufällig, veränderlich ist und zur Substanz als nähere Bestimmung noch hinzukommen kann.

Das Wesen, die Substanz eines Baumes, bleibt ein Baum und mit sich identisch - ob er nun als Akzidenzien Blätter hat oder nicht, ob er dicke oder dünne Äste besitzt oder ob der grün oder kahl ist.
Jede Form entwickelt sich nach einem in ihr liegenden Zweck – aus einem Baum wird ein Baum und eben kein Kaktus.
Der reale Gegenstand ist die Summe seiner verschiedenen Möglichkeiten. Das Wesen eines Dings stellt also eine **Einheit von Stoff und Form** dar – dessen Zweck im Ding selbst angelegt ist.
Der Zweck des Flügels eines Vogels besteht in der Form, die Fliegen, Gleiten im Luftstrom ermöglicht.
Die Form selbst ist sozusagen der verwirklichte Zweck.

1. Substanz	Seiendheit	Aristoteles ist ein Mensch
2. Quantität	Irgendwieviel	Aristoteles ist 1,70 m groß
3. Qualität	Irgendwie	Aristoteles ist bleich
4. Relation	In Bezug auf	Aristoteles ist kleiner als Sokrates
5. Wo	Ort/ Irgendwo	Aristoteles ist im Lyzeum
6. Wann	Zeit/Irgendwann	Aristoteles ist jetzt hier
7. Lage	Situation/Liegen	Aristoteles ist stehend
8. Haben	Eigenschaft/Besitz/Haben	Aristoteles ist bewaffnet
9. Wirken	Aktivität/Tun	Aristoteles ist dabei wegzugehen
10. Leiden	Passivität/Erleiden	Aristoteles wird getroffen (von einem Stein)

Da der Mensch die Fähigkeit zu theoretischer Erkenntnis durch Vernunft besitzt, ist es die Vernunft, die ihn zum Menschen macht. Aristoteles entwickelt schließlich drei grundlegende Begriffspaare: Substanz – Akzidenz; Wirklichkeit – Möglichkeit sowie Stoff (Materie) und Form. Die Vielfalt der von uns wahrnehmbaren Formen ist daher die Vielfalt der verwirklichten Zwecke. Damit hatte Aristoteles zugleich das Problem der Veränderung gelöst, das andere wie Parmenides oder Platon als zur Schatten- oder Scheinwelt gehörig links liegen gelassen hatten:

Für Aristoteles besteht die Ursache für Veränderung in dem Gesetz, das Substanzen schafft und aus angelegten *möglichen* Formen immer wieder *verwirklichte* Formen macht – Veränderung ist also Entwicklung und Übergang von Möglichkeit zur Wirklichkeit.

So ist das reale Sein nach inneren Zusammenhängen geordnet, die durch wissenschaftliches Urteil aufzudecken sind. Wissenschaft stellt eine Art Dialog zwischen Geist und der Welt der realen Dinge dar.
Daraus wiederum ergibt sich der **Wahrheitsbegriff**, den Aristoteles so definiert:
„Zu sagen, dass das Seiende sei und das Nichtseiende nicht sei, darin besteht die Wahrheit.“ „Nicht darum, weil wir glauben, dass du weiß seiest, bist du es, sondern weil du weiß bist, sprechen wir (…) die Wahrheit.“

Wahrheit hänge also im Gegensatz zu sophistischen Behauptungen nicht von subjektiven Gesichtspunkten wie Glauben, Wünschen, Zeitgeist, gesellschaftlicher Stellung o.ä. ab.

Abschließend noch ein paar Sätze zur **Ethik und Politik**. Der Mensch ist nach einer berühmten Definition des Aristoteles ein ***„zoon politicon“***, als *„ein von Natur nach der staatlichen Gemeinschaft strebendes Lebewesen“*.
Er hat daher das Ziel des Einzelnen und das Ziel der Gemeinschaft als identisch beschrieben.

Er teilte mit Platon die Ansicht, dass Politik und Ethik eine Einheit bilden und dass das Ziel der Ethik nicht in theoretischer Einsicht, sondern im richtigen Handeln selbst besteht. Da das Ziel des menschlichen Handelns das Glück ist, muss der Handelnde um *„Mitte“* und *„Maß“* wissen. Der Begriff der *„Mitte“* in der Ethik ist ein antiker Zentralbegriff, um den Aristoteles sich viel Gedanken gemacht hat.

Tapferkeit ist danach die Mitte zwischen Angst und Verwegenheit, Großzügigkeit die Mitte zwischen Verschwendung und Geiz usw., wobei die Mitte jeweils als anzustrebende Haltung mit entsprechender Handlung als Tugend verstanden wird, die auch das Zusammenleben der Menschen in der Gemeinschaft prägen sollte.

Für die griechische Philosophie ist die Vorstellung grundlegend, dass jedes Handeln einem bestimmten Zweck dient – diese Vorstellung übertrugen sie, wie vorgetragen, auch auf die Natur. So haben auch für Aristoteles alle Dinge eine Bestimmung, sind auf ihren Zweck hin geordnet, denn die Welt ist ein sinnvoll geordnetes Ganzes *(Kosmos)*.

Diese Ordnung wird ihrerseits von einem obersten Prinzip in Bewegung gehalten, das er *„Gott“*, den *„unbewegten Beweger“* oder auch *„reine Vernunft (nous)“* nennt. Das ist kein persönlicher Gott, kein Schöpfergott, es ist das vernünftige Wesen der Welt, auf das alle letzten Gründe des Seins zulaufen. Es besitzt Ewigkeit, Unveränderlichkeit, Vollkommenheit und ist materielose reine Form.
Die Lehren von Aristoteles sind, nachdem sie zunächst im Westen verloren und durch muslimische Gelehrte im 12. Jhrdt. wieder zugänglich gemacht wurden, in der christlichen Scholastik des Mittelalters über Jahrhunderte dogmatisiert worden. Hier werden die von ihm festgehaltenen Regeln der Logik z.B. auswendig gelernt, auf diese Weise sinnentleert und hölzern, während sie doch als Instrumente der Wissenschaft, des Denkens und der Vernunft gedacht sind.

Auch an den von ihm z.B. gelehrten Vorstellungen der Hierarchie des Kosmos, des geozentrischen Weltbildes oder der Verneinung des leeren Raumes ist aus dogmatischen Gründen lange festgehalten worden, weshalb sein jahrhundertelanger Einfluss auf die Entwicklung der Naturwissenschaften als zumindest problematisch angesehen wird.

Dennoch muss sich alle nachfolgende Philosophie mit den Lehren des Aristoteles und z.B. den darin getroffenen Unterscheidungen von Substanz und Akzidenz, Materie und Form, Wirklichkeit und Möglichkeit sowie der Zweckursache und der Vorstellung des *„unbewegten Bewegers“* auseinandersetzen, wenn sie Aussagen über das Sein treffen will.

Hegel hat ihn in Würdigung seiner Bedeutung als *„Lehrer des Menschengeschlechts“* betitelt.

So eröffnet Aristoteles seine Schrift zur *„Metaphysik“* mit dem Satz: *„Alle Menschen streben von Natur nach Wissen.“* Dieses Streben gehöre zur Grundverfassung des Menschen und seines in-der-Welt-Seins, es ist die Wissbegierde, das Verlangen nach (verstehender) Erkenntnis als seinem Ziel. Da der Mensch das Vermögen der Vernunft besitze, besitze er zugleich Weltoffenheit als Möglichkeit. Im Widerspruch zu Platon verfüge der Mensch über keine angeborene Erkenntnis, sondern muss sich die Welt geistig immer neu aneignen.
Denn in der Erkenntnis vollenden sich das natürliche Potential und also die menschliche Natur.

Die Musik im antiken Griechenland

Kommen wir zunächst noch einmal kurz auf das antike griechische Theater zu sprechen. Es ist auch bedeutend für die Musikentwicklung in jener Zeit gewesen. Auch die Oper soll als Musiktheater auf dem Theaterschaffen der antiken Zeit begründet sein.

Wir haben auch gesehen, dass das antike griechische Theater bis heute absolut aktuell ist. Auch neuere Dramen basieren auf den Grundlagen der antiken Vorbilder. Selbst die Themenkreise um die sich die modernen Stücke drehen, sind die gleichen. Sind es doch immer wiederkehrende menschliche Probleme oder Sehnsüchte, um die es geht.

Heute möchte ich mich mit der Musik im antiken Griechen land befassen. Ein heikles Thema, da es nur wenige Überlieferungen über die Musikinstrumente gibt. Von den Inhalten der antiken Musik ist fast nichts überliefert. Daher kann ich ihnen auch keine Musikbeispiele vorstellen. Die Musikwissenschaft im heutigen Griechenland bemüht sich allerdings sehr darum, die Musikinstrumente nach antiken Abbildungen zu rekonstruieren und zugleich auch ihre Klangfarben nachzuempfinden.

Selbst die neuzeitliche Oper, um 1600 v. a. durch Claudio Monteverdi geschaffen, beruht auf der Meinung, dass das antike griechische Theater ein Musiktheater gewesen war. Obwohl es zahlreiche Überlieferungen gibt, dass der Chor nicht nur ein Sprechchor war, sondern es auch Gesangseinlagen gab, ist das Vorhandensein eines antiken Musiktheaters nicht sicher. Möglicherweise ist das Theater aber nur ein Schauspiel gewesen.
Ganz gleich wie es wirklich war, hat die *„Erfindung“* der Oper unser Kulturleben enorm bereichert.

Die Antike: Teil 1 - Griechenland

Ich möchte hier jetzt auf die wenigen Überlieferungen der antiken griechischen Musik und ihre Entdeckungen in der Neuzeit eingehen:
Eines der wichtigsten Zeugnisse niedergeschriebener Musik aus der griechischen Antike ist die sogen. ***Seikilos-Stele***. Sie ist eine altgriechische Grabstele aus Tralles (Kleinasien), die 1883 von dem schottischen Archäologen Sir William Mitchell Ramsay (1851-1939) gefunden wurde. Heute befindet sie sich im dänischen Nationalmuseum in Kopenhagen. Sie stellt ein einzigartiges Beispiel notierter antiker Musik Griechenlands dar. Der ins Deutsche in etwa übertragene Text lautet:

Ich bin ein Bild in Stein;
Seikilos stellte mich hier auf,
wo ich auf ewig bleibe,
als Symbol zeitloser Erinnerung.

Solange du lebst, tritt auch in Erscheinung.
Traure über nichts zu viel.
Eine kurze Frist bleibt zum Leben.
Das Ende bringt die Zeit von selbst.

Das in einer antiken Notation eingemeißelte Lied phrygischer Tonart mit griechischem Text datiert zwischen 200 v. Chr. und 100 n. Chr. und ist somit eines der ältesten vollständig erhaltenen Musikstücke der griechischen Antike. Unter *„phrygischer Tonart“* ist eine der antiken Tonarten zu verstehen, auf die ich nicht näher eingehen kann.

Eine weitere Entdeckung antiker Musikwerke stellten zwei **Paiane** dar, die am Athenerschatzhaus in Delphi gefunden wurden. Man stellte sie 1893/94 der Öffentlichkeit vor. Paiane sind feierliche Gesänge, die dem Gott Apollon gewidmet waren. Darüber hinaus fanden sich nur noch einige wenige musikalische Texte auf Papyri. Die Musik des antiken Griechenlands kennen wir ansonsten nur noch aus den Schriften der Theoretiker jener Zeit, die jedoch in größerer Anzahl überliefert sind. Danach kam der Musik eine zentrale Rolle im gesellschaftlichen Leben zu.

Nach Platon kommt der Musik sogar ein wesentlicher Einfluss auf die Wesensbildung des Menschen zu. Das kann ich persönlich nur unterstreichen!

Wie bei den Dramen, Komödien und Satyrspielen war die antike Musik stark durch Sagen und Mythen beeinflusst. Die Hervorbringung der musikalischen Instrumente, wie die Musik überhaupt, wurde den Göttern zugeschrieben. Hier sind vornehmlich Apollon, Hermes, Athene und Pan zu erwähnen.

Apollon mit siebensaitiger Kithara, 20 v. Chr., röm Fresko vom Palatin

Apollon
Apollon (röm. Apollo, poetisch deutsch Apoll) ist in der Mythologie der Gott des Lichts, der Heilung, des Frühlings, der sittlichen Reinheit und Mäßigung sowie der Weissagung und der Künste, insbesondere der Musik, der Dichtkunst und des Gesangs.

Hermes
Hermes (röm. Merkur) ist der Schutzgott des Verkehrs, der Reisenden, der Kaufleute und der Hirten, andererseits auch der Gott der Diebe, der Kunsthändler, der Redekunst, der Gymnastik, der Alchemie und der Magie. Die Chemiker benutzten den Begriff *[cum sigillo hermetis*] für dichtes Verschließen, woher das heutige Wort *„hermetisch“* kommt.

Athene
Athene (röm. Minerva) ist die Göttin der Weisheit, des Kampfes, der Kunst, des Handwerks und die Schutzpatronin der nach ihr benannten Stadt Athen.

Pan
Pan (röm. Faunus) ist der Gott des Waldes, der Natur, der Hirten. Er ist ein Mischwesen aus Menschenoberkörper und dem Unterkörper eines Widders oder eines Ziegenbocks. Bei seinem Anblick soll das Vieh in panischem Schrecken geflüchtet sein. Daher die nach ihm benannte Panik. Er liebte die Musik und so soll er auch die nach ihm benannte siebenröhrige Flöte erfunden haben. Für seine Wollust berühmt, ist er von Nymphen und Satyrn umgeben. Wegen seiner ausschweifenden Wollust wurde im Mittelalter die Ikonographie des Pan mit Bocksfüssen und Hörnern für die Darstellung des Teufels genommen und er damit dämonisiert.

Nach der griechischen Mythologie soll es zu einem **Musikwettstreit zwischen Apollon und Pan** gekommen sein. Dies stellt eine Kontrastierung zwischen musikalischer Primitivität (Pan mit Flöte) und verfeinerter Hochkultur (Apollon mit Lyra) dar.
Ovid hat dies in seinen berühmten Metamorphosen (Verwandlungen) aufgenommen. Darüber werde ich im nächsten Jahr näher berichten.

Kommen wir nun zu den antiken griechischen Musikinstrumenten, die die genannten Götter hervorgebracht haben sollen.

Die bekanntesten Instrumente antiker griechischer Herkunft stellen die **Saiteninstrumente** dar, die mit der Hand oder einem Plektron gezupft wurden. Sie werden unter dem Begriff ***„Leier“*** (Jochlauten) subsumiert. Es handelt sich dabei in erster Linie um die Lyra und die Kithara.

Die **Lyra** galt im antiken Griechenland als Erfindung des Hermes, der sie seinem Götterbruder Apollon als Entschädigung für seinen Rinderdiebstahl übergab. Im Hellenismus war sie ein Symbol der Dichter und Denker, woraus sich später der Begriff *„Lyrik“* entwickelte.
Die Lyra besteht aus einem Resonanzkörper, der anfänglich aus einem Schildkrötenpanzer bestand. Später wurde er aus Holz nachempfunden. Zwei aus dem Resonanzkörper ragende Arme sind an ihrem äußeren Ende durch eine Querstange (dem Joch), an der die Saiten befestigt sind, miteinander verbunden. Im Gegensatz zur Kithara weist die Lyra keinen Fuß auf und muss daher in den Händen gehalten werden.

Lyra Apollon bringt einem Vogel ein Trankopfer. Er hat eine Lyra mit Schildkrötenpanzer in typischer Spielposition unter dem linken Arm eingeklemmt. Delphi um 460 v. Chr.

Die gespielte Lyra haben wir noch vor Augen als in dem Filmklassiker *„Quo Vadis?“* von 1951 Peter Ustinov als Kaiser Nero das brennende Rom besingt und dazu die Lyra zupft.

Kithara
Die Kithara war eines der vornehmsten Instrumente, das vorzugsweise zu feierlichen Anlässen gespielt wurde, besonders beim Kult zu Ehren des Gottes Apollon. Sie ähnelt der Lyra bis auf den Fuß. Zumeist ist sie etwas größer. Die Anzahl der Saiten ist wie bei der Lyra unterschiedlich. Sie schwankt zwischen drei und acht. Auch die Kithara soll Hermes erfunden und Apollon geschenkt haben weil er dessen Rinder tötete.
Von der Kithara leiten sich die Namen der heute gebräuchlichen Instrumente Gitarre und Zither ab.

Lyra und Kithara waren nicht die einzigen Zupfinstrumente, aber die wichtigsten. Es gab eine Anzahl anderer Instrumente, die aber nicht diese Verbreitung fanden. Fast alle waren schon in älteren Kulturen, wie bei den Ägyptern oder Sumerern, gebräuchlich.

Aulos Aulos-Spieler auf einem Gefäß aus der Nekropole Gaggera bei Selinunt/Sizilien, ca. 480 v. Chr.

Die bekanntesten griechischen Blasinstrumente waren der Aulos und die bereits erwähnte Panflöte, die Pan allerdings nach seiner angebeteten Nymphe Syrinx benannt haben soll. Sie war die typische Hirtenflöte und im einfachen Volk beliebt.

Der **Aulos** (griech. für *„Röhre“*) ist ein immer paarweise gespieltes Blasinstrument mit einfachem oder doppeltem Rohrblatt.
Das Instrument hat einen oboenartigen Klang.

Panflöte / Syrinx
Die Panflöte (wie erwähnt auch Syrinx genannt) ist ein untergeordnetes, eher im Volk beliebtes Blasinstrument. Sie besteht aus sieben und mehr halbkreisförmig angeordneter Röhren (zumeist pflanzlichen Ursprungs), die wegen ihrer unterschiedlichen Länge Töne verschiedener Höhe erzeugen. Der Tonumfang kann zwei bis drei, manchmal fast vier Oktaven betragen. Die oben offenen Röhren werden an die Unterlippe gesetzt und ein Luftstrom über die Öffnungen geblasen. Die Panflöte hat sich besonders im südosteuropäischen Raum (z.B. in Rumänien) erhalten. Bekannt wurde der rumänische Panflötenspieler Georg Zamphir. Aber das Instrument ist auch in der ganzen Welt verbreitet.

Kommen wir nun zu dem, was wir heute über das Musiksystem des antiken Griechenlands wissen. Es ist ja, wie bereits erwähnt, ein rudimentäres Notensystem überliefert. Doch wie weit können wir daraus Erkenntnisse über den Klang jener Zeit gewinnen? Ich hatte vorhin von der sogn. *„phrygischer Tonart“* gesprochen. Ohne sie und auch mich mit musikwissenschaftlichen Feinheiten zu belasten sei dazu gesagt:

Das, was wir heute unter *„Griechenland“* verstehen, war in der Antike kein einheitlicher zusammen hängender kultureller Raum. Die von griechischen Einflüssen bestimmten Gebiete befanden sich prinzipiell im gesamten Mittelmeerraum. Die Kerngebiete der griechischen Besiedlung umfassten das Gebiet des heutigen Griechenlands und weite Teile Kleinasiens. Dort befanden sich die Gebiete Ionien, Phrygien und andere. Auch sie unterlagen, trotz unterschiedlichster Interessen, einem gewissen *„griech. Gemeinschaftsgefühl*“ nicht allein durch die gemeinsamen Göttervorstellungen.

Auch kulturell gab es einige Gemeinsamkeiten, aber auch unterschiedliche Entwicklungen. Dafür sorgten schon die häufigen mehr oder weniger beinflussenden Okkupationen und damit verbundenen Kriege. Die Einflüsse der Perser auf den kleinasiatischen Bereich und die damit verbundenen Kriege seien nur ein wichtiges Beispiel.

So entwickelten sich natürlich auch parallel verschiedene Besonderheiten und es kam zu unterschiedlichen Tonleiter (z.B. der erwähnten phrygischen) und auch einfachen Notensystemen. Aber darüber zu sprechen würde meine Redezeit deutlich überschreiten.

Wie schon zuvor mehrfach erwähnt, gehörte der Agon (also der Wettbewerb, Wettstreit; plural Agone) zu den beliebtesten gesellschaftlichen Ereignissen im antiken Griechenland.
Es handelte sich dabei um einen sportlichen (v.a. die olympischen Spiele) oder einen musischen Wettstreit (hier also in der Musik, der Dichtkunst und im Tanz).

Nietzsche u. Burckhardt
Für Friedrich Nietzsche und Jacob Burckhardt stellten die Agone das Grundprinzip der griechischen Kultur dar:
Der Einzelne kann seine Fähigkeiten im geordneten Wettkampf erweitern und verbessern, wobei er zugleich der Gemeinschaft nützlich wird.
Auch die Agonie (der Todeskampf) leitet sich von *Agon* ab.
Wie auch heute noch (ich denke z. B. an den Eurovision Song Contest), war der Wettbewerb zwischen Musikern auch im antiken Griechenland sehr beliebt. Zahlreiche erhaltene Preisamphoren, steinerne Inschriften und Erwäh-

nungen bei den Schriftstellern lassen dies heute noch erahnen. Einzelne Musiker und Chöre traten öffentlich gegeneinander an.

Ausgetragen wurden die musischen Agone zumeist im Rahmen von kultischen Feierlichkeiten wie den Dionysien oder Opferfesten.
Als Richter traten die ältesten und weisesten Bürger der Stadt auf, gekennzeichnet durch einen Bart und einen Stab. Sie verkündeten, wer von den angetretenen Musikern am anmutigsten sang, spielte oder auf einem Instrument musizierte.

Dipylonkanne, attisch, ca. 740 v. Chr.

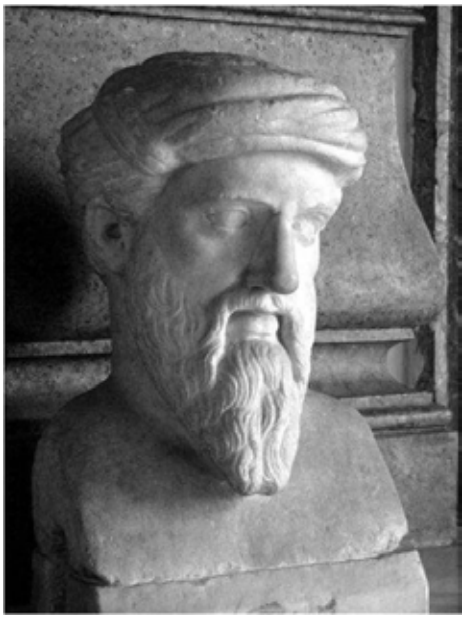
Häufig trugen die Gewinnamphoren auch Inschriften wie auf dieser attischen Dipylonkanne aus Athen (ca. 740 v. Chr.):
„Wer von allen am zierlichsten tanzt und musiziert, der soll mich empfangen“.
Die Vorbereitungen auf die Agone waren sehr langwierig. Oft mussten die Teilnehmer über viele Jahre dafür ausgebildet werden, sodass man oft von einer Professionalität ausgehen muss. Als Lohn für die Sieger winkten neben den wertvollen Sachpreisen vor allem bei den Musikwettbewerben eine lebenslange Ehre und oft eine Ehrenbürgerschaft in der Polis. Das Erlangen von Ruhm (griech. *kleos*) war den Griechen ein hohes Gut, es war ein Präventiv gegen das Vergessen, ein Mittel, um Unsterblichkeit zu erlangen. Gleiches gilt auch für die vielgerühmten griechischen Athleten.

mousiké
Wie wir sehen, gibt es eine Vielzahl von altgriechischen Begriffen, die bis heute in den modernen Sprachen wie dem Deutschen Einzug gefunden haben. So auch der Begriff *„mousiké“*. Er taucht erstmals bei Pindar im 5. Jh. v. Chr. auf und beschreibt die Künste der Musen. Daher umfasst *mousiké* weitaus mehr Disziplinen, als das, was wir heute unter Musik verstehen. Neben dem Singen, Spielen von Instrumenten und Chortänzen beinhaltete sie auch die Dichtkunst, die Rhetorik, das Schauspiel und den Tanz; also den kompletten kulturellen Kanon der griechischen Antike. Bis auf die Rhetorik gilt das in den westlichen Ländern auch noch heute.

Musische Agone sind literarisch erst seit dem 7. Jh. v. Chr. nachweisbar. Zuvor, z. B. in den Epen des Homer, werden Musiker und Dichter häufig genannt, doch musische Wettkämpfe werden nur indirekt thematisiert.
Es ist davon auszugehen, dass schon in der vorarchaischen, der sogn. *„geometrischen Zeit“* (900-700 v. Chr.; nach der geometrischen Ornamentik der Keramik) musische Wettkämpfe stattfanden.

Ab der archaischen Zeit (700-500 v. Chr.) waren die musischen Agone auch in die Festlichkeiten des Opferrituals eingebettet. Ihrer gesellschaftlichen Bedeutung entsprechend, fanden die musischen Agone auch Einzug in die griechische Mythologie.

Pythagoras
Lassen sie mich ein Resümee zum Thema *„Musik im antiken Griechenland“* ziehen. Musik ist seit den frühen Tagen den Menschen offenbar immer ein Bedürfnis gewesen. Viele Instrumente haben sich schon in vorgeschichtlicher Zeit entwickelt und wurden immer mehr verfeinert oder den gesellschaftlichen Bedürfnissen entsprechend individuell eingesetzt. Im gesellschaftlich hoch entwickelten antiken Griechenland musste es natürlich zwangsläufig zu einer Musikausprägung auf hohem Niveau kommen. Heute ist uns klar, dass in der griechischen Antike zum ersten Mal analytisch über Musik nachgedacht wurde. Und nicht nur darüber.



Pythagoras (um 570-um 510 v. Chr.)
(Herme des Pythagoras, um 120 n. Chr. Kapitolinische Museen Rom)

Man könnte von einer *„mathematischen Wissenschaft“* von den Tönen sprechen, wie sie Pythagoras betrieben hatte.

Wir wissen relativ viel über die Instrumente und besonders über ihre gesellschaftliche Stellung in der Kultur und damit auch über die Musiktheorie.

Leider finden sich nur ein paar inhaltliche Überlieferungen zur damaligen Musik. Aber über ihren Klang etc. fast gar nichts.
Das mag an einem nur rudimentär ausgeprägten Notensystem gelegen haben.

Im alltäglichen Leben, vor allem aber zu den Festen und Riten, spielte Musik eine überragende Rolle.
Die musischen Agone, die Wettbewerbe, wurden auf höchstem Niveau ausgetragen und führten zu hohem gesellschaftlichem Ansehen der Akteure, v. a. wenn sie zu Siegern erklärt wurden.

Die Menschen konkurrierten schon immer miteinander. Individuell oder im Kollektiv. Damals allein oder als Mitglied einer Polis. Mangels eines ausgeprägten volkswirtschaftlichen Systems konkurrierte man in kulturellen Wettkämpfen miteinander.

Heute misst man sich vorrangig an finanziellem Reichtum oder Macht. Auch die Länder untereinander.

Ein Erkenntnismangel besteht heute, ob das ebenso hochentwickelte Theater ein Musiktheater oder nur Schauspiel mit gelegentlichen musikalischen Einlagen war.

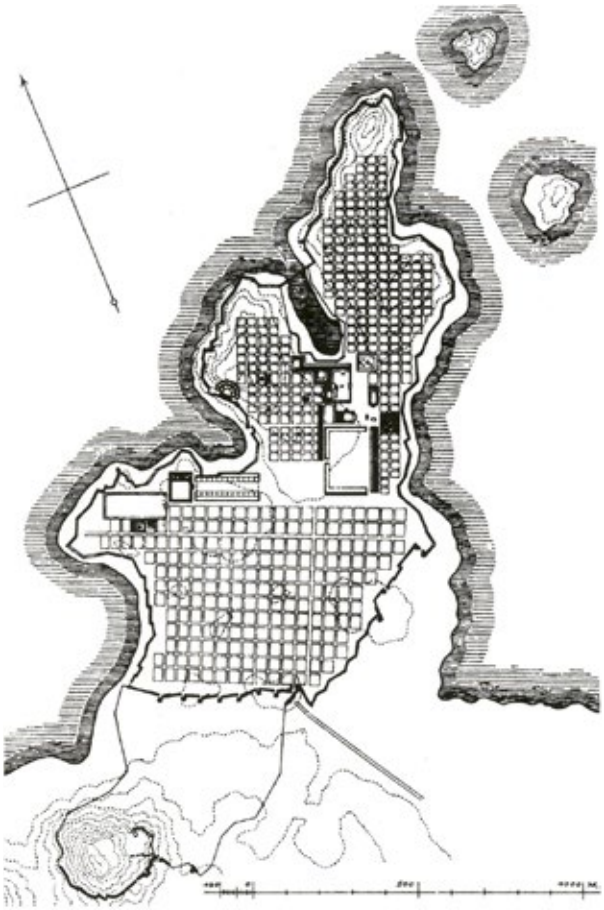
Das Entstehen der Oper als Musiktheater um 1600 fußte auf der Hypothese, dass die Musik im antiken griech. Theater eine Hauptrolle spielte. Ich erwähnte es bereits. Man hat damit ein neues Medium geschaffen, das unser kulturelles Leben enorm bereichert.

Griechische Architektur – Teil III.
Das Hippodamische System

Aber nicht nur der Tempelbau wurde in Großgriechenland entwickelt, auch die **Stadtplanung** spielte spätestens nach den Perserkriegen eine immer wichtigere Rolle. 547 v. Chr. eroberten die Perser Ionien, also das Gebiet der heutigen Türkei. Eine griechische Stadt nach der anderen musste sich der persischen Übermacht ergeben. Trotzdem kam es immer wieder zu Aufständen gegen die Besatzer.

Milet hatte am stärksten unter den Folgen des ionischen Aufstandes gegen die Perser zu leiden. Nach der Schleifung der Stadt 494 v. Chr. wurden die Einwohner als Kriegsgefangene nach Mesopotamien verschleppt. Bevor die Häfen durch die Anschwemmungen des Mäander versandet waren, was dazu führte, dass Milet heute in einiger Entfernung von der Küste liegt, dehnte sich die Stadt auf einer langgestreckten Halbinsel aus. Nach der Befreiung im Jahr 479 v. Chr. fasste man den Beschluss, die Stadt wieder aufzubauen. **Hippodamos**, Bürger von Milet, wurde mit der Stadtplanung beauftragt. Es gilt als Erfinder des regulierten Städtebaus, dem sogenannten *„hippodamischen System“*. Er war Landvermesser, Architekt und Theoretiker. Leider ist über Hippodamos nichts weiter bekannt.

Das Schachbrettsystem mit sich rechtwinklig kreuzenden, geraden Straßenzügen gab es allerdings bereits vor Hippodamos. Beginnend mit den Totenstädten der Pharaonen, über der 1.350 v. Chr. von Echnaton gegründeten Stadt Achet-Aton (Amarna), lassen sich etruskische Gründungen in Italien und vor allem zahlreiche griechische Kolonien des 8. bis 6. Jahrhunderts anführen, deren Plan ausnahmslos auf einer streng rechtwinkligen Anlage mit parallelen Straßenzügen gründet.



Hippodamischer Stadtplan von Milet

Welchen tatsächlichen Anteil hatte nun Hippodamos an der Entwicklung eines neuen städtebaulichen Konzepts, das mit seinem Namen verknüpft ist? Man muss sein Werk im Kontext der damaligen Zeit sehen und sich die Anliegen seiner Mitbürger vor Augen führen: Nach der Unterwerfung durch die Perser, nach einer Phase, in der die Herrschaftsform der Tyrannei durch demokratische Strukturen abgelöst wurden, setzte sich das politische Prinzip der *„isonomia“*, der Gleichheit vor dem Gesetz, durch. In einem Geist, der die aristotelischen Kategorien ankündigte, wurde dieser theoretische Begriff jedoch durch die Bildung von sozialen Klassen abgeschwächt.
Die Bedeutung des hippodamischen Ansatzes liegt darin, einer baulichen Struktur politisch-sozialen Gehalt zu geben. Die einzelnen Viertel hatten eine spezifische Bestimmung, die Aufgaben waren topographisch aufgeteilt, die Einwohner in Klassen eingeordnet.

Stadtplanung war zu einer zweckgerichteten, rationellen Arbeit geworden.
Das Prinzip der *„isonomia“*, dem man einen *„sittlichen“* Wert beimaß, bestimmte nun den Städtebau. In der Vernetzung von Politik und Geometrie bildete es das Gesetz (*nomos*). Hippodamos war auch, so berichten es griechische Autoren, *„Meteorologe“*, das heißt im heutigen Sinn ein Astronom, der sich mit der Ordnung des Kosmos befasste. Die Gestalt, die er der Stadt gab, hatte sich der Weltordnung zu unterwerfen. Sie sollte ein Spiegel der großen Ordnung sein und so am Universum teilhaben.

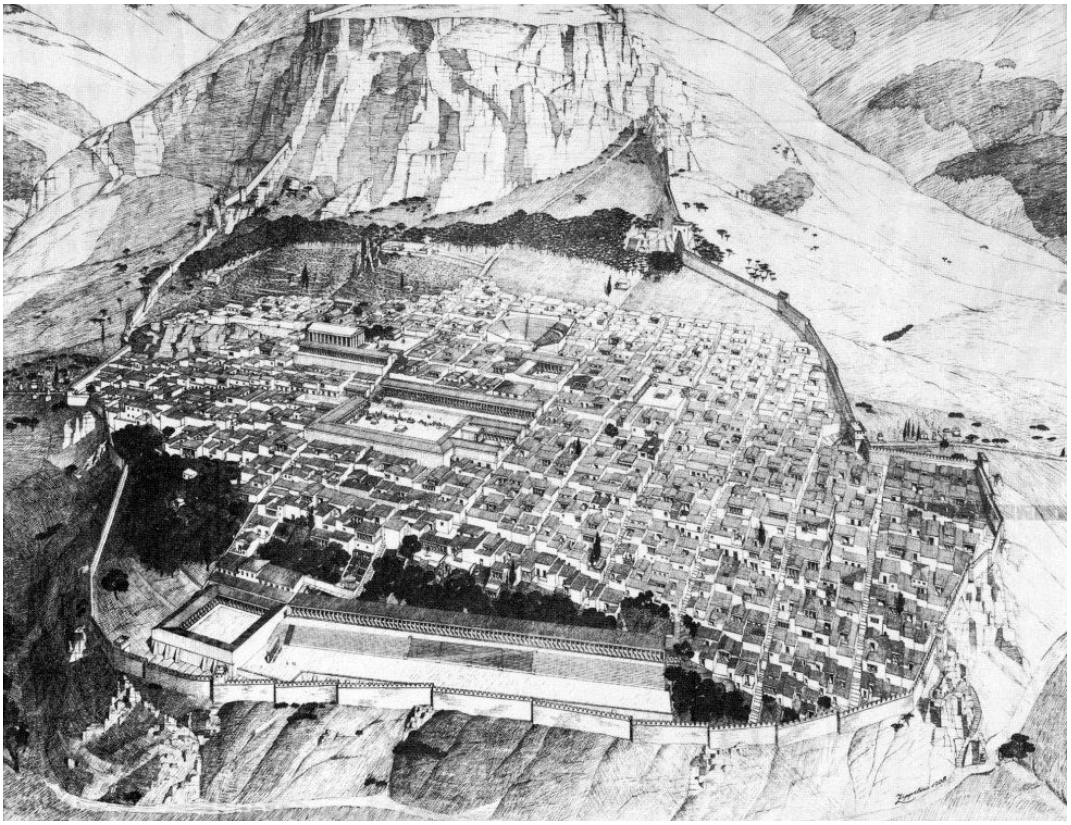
In der Praxis hieß dies, dass Hippodamos die nördlichen Viertel von Milet in Blöcke oder Inseln unterteilte, die alle 70 x 60 Fuß (20,75 x 17,7 Meter) groß waren. Bei der Erweiterung der Stadt nach Süden in hellenistisch-römischer Zeit wurde das neue Viertel, durch das sich die Fläche der Stadt verdoppelte, in größere Blöcke von 175 x 100 Fuß konzipiert. Das die Stadtplanung bestimmende Prinzip, das auf der *„isonomia“* und den von Kleisthenes von Sikion im 6. Jahrhundert durchgesetzten politischen Reformen beruhte, gewann als Mittel für die Verteidigung der Volksrechte symbolischen Wert. Städtebau wurde als Ausdruck politischer Grundsätze verstanden.

Die Anwendung des hippodamischen Systems führte zu Auswüchsen und sogar zu Absurditäten: So gut sich das Schachbrettsystem in einer flachen Region verwirklichen ließ, so schwierig war es in hügeligem Gebiet anzuwenden. Das in der Mitte des 4. Jahrhunderts am Rand der Mäander-Ebene in Ionien gegründete **Priene** erhob sich auf einem kreisförmigen Felssporn mit steil abfallenden Rändern.

Hier stieß die Anwendung des hippodamischen Plans an ihre Grenzen: Trotz des stark bergigen Geländes wandte der Architekt auch hier das rechtwinklige Schema für den Straßenverlauf an. Zwischen den unteren Stadtvierteln und der Akropolis bestand ein Höhenunterschied von ca. 350 Metern. So mussten einige nord-südlich verlaufende Straßen teilweise als Treppen weitergeführt werden. Lange Plätze waren quer zum Hang angelegt. Der Höhenunterschied war gewaltig. Die Fundamente der Stadtmauern lagen 30 Meter, der höchste Punkt der Akropolis dagegen 381 Meter über dem Meer. Die *Agora*, der Tempel der Athena Polias, das *„buleuterion“* und das Theater befanden sich auf halber Höhe auf einer teilweise künstlich angelegten Terrasse, die von mächtigen Stütz-

mauern in Großquadermauerwerk getragen wurde.

Da im gesamten nach dem hippodamischen System bebauten Stadtgebiet die Straßen an ihren Enden in Treppen übergingen, wurde der Verkehr stark behindert. Dennoch hielt man sich aus unerfindlichen Gründen starr an das Raster, so gut es das Gelände überhaupt zuließ: Jeder Block bildete eine streng nord-südlich ausgerichtete Insel von 160 x 120 Fuß (47,2 x 35,4 Meter).



Rekonstruktion der Stadt Priene

Um 340 v. Chr. wurde von dem Architekten **Pytheos** der Athena-Tempel begonnen. Dieser Architekt ist deshalb von besonderem Interesse, da er auch der Baumeister des berühmten Mausoleums des Königs Mausolos in Halikarnassos war. Pytheos jedenfalls errichtete hier in Priene einen klassischen Tempel mit einer sechssäuligen Front und elf Säulen an den Seiten.

Der Sockel, auf dem der Tempel steht ist 120 x 60 attische Fuß groß, was einem Verhältnis von 1:2 entspricht. Die Cella, also der Innenraum, misst dagegen 100 x 40 Fuß, was 2:5 entspricht.

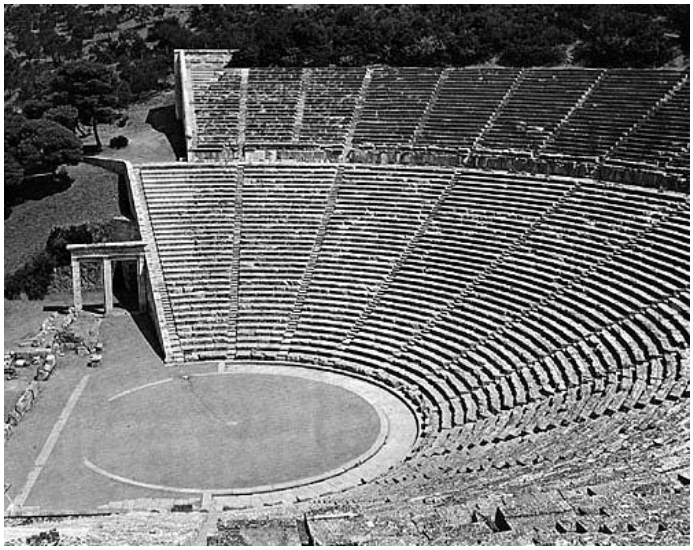
Eine weitere bemerkenswerte Anlage ist die in den Hang eingeschnittene Zuschauertribüne, die sogenannte *„cavea“* des Theaters, die sich harmonisch dem Gelände anpasst und nicht nur für Schauspielaufführungen, sondern auch als Versammlungsort für die Bevölkerung der Stadt diente.

Aber kommen wir nun zum absoluten Höhepunkt innerhalb der griechischen Theater, zu dem **Theater von Epidauros**. Unweit dieser Stadt im Nordosten des Peloponnes lag ein dem Gott der Heilkunde, Asklepios, geweihtes Heiligtum, das im 4. Jahrhundert große Bedeutung erlangte. Im beliebten Pilgerort wurden zahlreiche Sakral- und Nutzbauten errichtet: ein dorischer Asklepios-Tempel, Liegehallen für den Heilschlaf, ein Apollon-Tempel und weitere Bauwerke. Seinen heutigen Ruhm verdankt Epidauros jedoch in erster Linie dem Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr. erbauten Theater. Die sogenannte *„cavea“*, also das Zuschauerrund, des in vollkommener Weise in die Landschaft eingebetteten Baus konnte an die 15.000 Zuschauer aufnehmen.

Das harmonische Zuschauerrund, das die kreisförmige *Orchestra*, also die Bühne rahmt, ist etwas größer als ein Halbkreis, reicht also um je einen Keil über diesen hinaus. Die Muschel hat einen Durchmesser von 120 Metern, und die oberste Sitzreihen liegen 24 Meter über dem Orchestra, also der Bühne. Die *„cavea“* ist durch einen breiteren Gang in zwei Ränge geteilt. Der untere Bereich wird von 12 Keilen gebildet, die die 34 Sitzreihen gliedern, während die 20 Sitzreihen des oberen Bereichs in 22 Keile unterteilt sind.

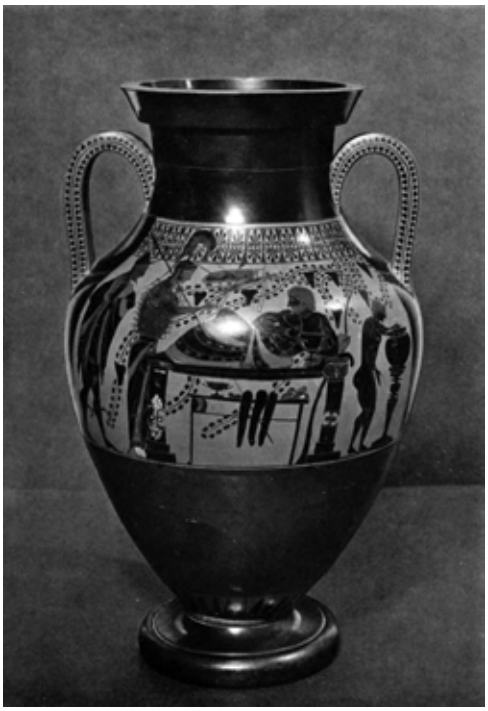
Der strenge Grundriss, der allein durch geometrische Gesetze bestimmt scheint, ist vom Architekten allerdings nicht starr umgesetzt worden: Bei näherer Betrachtung erkennt man - symmetrische - Variationen in der Breite der Keile - die jeweils äußersten sind breiter angelegt - und in der Krümmung der Kreisbögen, die sich zum Rand der *„cavea“* unmerklich öffnen. Diese Unregelmäßigkeiten sind möglicherweise das Ergebnis eines Bemühens um Rhythmisierung und mit optischen Korrekturen zu vergleichen. Die harmonische Vollkommenheit des Theaters hat eine überwältigende Wirkung. Bemerkenswert ist auch, dass die Griechen nur im Zusammenhang mit dem Halbkreis der Zuschauerränge und dem Rundtempel überhaupt den Kreis oder Halbkreis in ihrer Architektur verwendeten. In allen anderen Bereichen der Architektur kommt der Rundbogen in der antiken griechischen Architektur nicht vor. Erst die Römer setzen ihn ausgiebig ein.

Theater in Epidauros



Kommen wir nun noch kurz zu einer ganz anderen Kunst, nämlich der **Vasenmalerei**.

Wie wir ja bereits gehört hatten, gründeten die Griechen im Laufe der Zeit um das ganze Mittelmeer herum Kolonien. Zwischen den einzelnen Gründungen existierte ein reger kultureller und wirtschaftlicher Austausch. So ist es nicht verwunderlich, dass sich um das gesamte Mittelmeer bis weit in das Hinterland hinein Funde von griechischen Töpfereierzeugnissen finden lassen.
Auch heute noch stoßen Archäologen bei ihren Ausgrabungen im Mittelmeerraum hauptsächlich auf griechische Keramikprodukte.



Herakles und Athena. Seite B (schwarzfigurige) von einer attischen bilinguen Amphora, 520-510 v. Chr. Aus Vulci.

Nach den Anfängen in vorgriechischer minoischer Kultur der Zeit um 2500 v. Chr. entwickelt sich im griechischen Kulturraum eine Form- und Stilvielfalt, wie sie für kaum einen anderen Kulturkreis dieser Zeit nachzuweisen ist.

Zunächst bestimmen ab 2500 v. Chr. geometrische Muster die Malerei auf den Keramiken, die noch ganz einfach gehalten sind. Aber bis zum Ende der minoischen Epoche der Zeit um 1100 v. Chr. kommen neben Pflanzen- und Tiermotiven immer häufiger auch Menschen vor.

Themen sind wichtige Ereignisse im Leben der Menschen, wie kriegerische Auseinandersetzungen, aber auch mythische Themen, und die Götter werden zunehmend dargestellt.

Um 530 v. Chr. kommen rotfigurige Vasen auf den Markt. Während bei den schwarzfigurigen Vasen die Motive in einer dunklen Farbe auf den roten Untergrund aufgetragen werden, werden nun die Figuren und Muster ausgespart, so dass der Hintergrund ausgemalt wird.

Im 5. Jahrhundert v. Chr. werden nun alle Themen dargestellt, die man sich nur vorstellen kann.

Von den Göttermyhten bis hin zu der Darstellung wie ein Maler eine Vase anmalt, ist alles vertreten. Die einzelnen Werkstätten wetteifern um die Gunst der Kunden und überbieten sich in Feinheit und Qualität der Ausführung.

Neben den immer häufiger auftretenden Töpferzeichen beginnen nun auch vereinzelt die Maler ihre Werke zu signieren.

Die absoluten Zentren der Keramikproduktion sind Athen und Korinth, aber auch in Unteritalien versucht man den hohen Standard des Mutterlandes zu erreichen.

Neben den Hauptstilen gibt es deshalb auch noch eine Vielzahl von regional unterschiedlichen Stilentwicklungen.

---

4. Teil der Vortragsreihe

Die hellenistische Epoche (ca. 336 - 30 v. Chr.)

Entstehung und Strukturen der hellenistischen Großreiche

Versuchen wir zu Beginn dieses Themenabends eine kurze Erklärung dieser Epochenbezeichnung vorzunehmen. Was haben wir uns unter Begriffen wie *„Hellenistische Zeit“* oder *„Hellenismus“* eigentlich vorzustellen?

„Hellenismus“ bezeichnet nach gängiger Definition eine von der griechischen Kultur geprägte Epoche der Antike, welche von einer massiven Ausbreitung der griechischen Zivilisation, besonders in die Räume des Nahen- und Mittleren Ostens bis nach Indien gekennzeichnet ist.
Grundvoraussetzung hierfür war die Eroberung des persischen Weltreiches durch **Alexander den Großen**.
Dieser Epochenbegriff geht zurück auf den deutschen Historiker Johann Gustav Droysen (1808-1884), der eine Geschichte des Hellenismus verfasste.

Droysen sah in der *„Verschmelzung“* des Griechischen mit orientalischen Elementen als das Charakteristikum dieser Epoche an. Die moderne Forschung sieht dies mittlerweile differenzierter.

Man versteht darunter einen komplexen Prozess zwischen totaler Assimilierung einerseits und ausgeprägter Resistenz andererseits. Innerhalb dieser beider Gegenpole sei eine *„Fülle von Akkulturationsprozessen“* auszumachen (Hans-Joachim Gehrke).
Mit anderen Worten: Wir können uns in dieser Epoche vielschichtige politische, gesellschaftliche und kulturelle Erscheinungen vorstellen, die von einer völligen oder doch weit gehenden Akzeptanz griechischer Lebensform gekennzeichnet sein können, die andererseits aber auch von der Bewahrung und Betonung eigener Traditionen und Denkweisen geprägt sind, wobei allerdings für eine gegenseitige Durchdringung beider Sphären stets Raum bleibt.
Was die Zeitstellung für diese Periode der griechischen Geschichte angeht, müssen wir differenzieren:
Wenn im Titel diese Vortrags von den Jahren 336-30 v.Chr. die Rede ist, so bezieht sich dies auf die politische Geschichte des Hellenismus. Mit dem Herrschaftsantritt Alexanders 336 v.Chr. beginnt die hellenistische Zeit und

endet mit dem Fall des letzten hellenistischen Staates, dem Ptolemäerreich in Ägypten im Jahre 30 v.Chr. Dies ist in der Forschung nahezu unstrittig. Problematisch ist jedoch das Ende bzw. das Auslaufen dieser Epoche als kulturelles Phänomen. Hier wird man wohl auch die gesamte 500-jährige Kaiserzeit sowie den Beginn der Ausbreitung des Islam im 7Jh. n.Chr. einbeziehen müssen, da die vom Hellenismus ausgehenden kulturellen Prozesse lange nachwirken und besonders die romanisch geprägte Welt nachhaltig beeinflussten.
Wir können dieser komplexen Frage an dieser Stelle nicht nachgehen und wollen uns daher im Wesentlichen auf die Zeitspanne zwischen den 330-er Jahren v.Chr. bis hin zur Zeitenwende konzentrieren und hierbei in erster Linie die politischen Entwicklungen betrachten.
Am Schluss blicken wir dann noch kurz auf einige neuartige religiöse Strömungen dieser Epoche.

Wenn die Übernahme der Herrschaft durch den Makedonen **Alexander** zugleich den Beginn des Hellenismus markiert, bleibt die Frage nach den Gründen für den machtvollen Aufstieg dieses nordwestgriechischen Stammes. Werfen wir daher einen kurzen Blick zurück.

Der äußerst brutale und verlustreiche Waffengang zwischen Athen und Sparta *(„Peloponnesischer Krieg“)* hatte, wie wir am Ende des letzten Themenabends sahen, mit dem völligen Zusammenbruchs Athens 404 v.Chr. geendet. Doch auch Sparta war erschöpft und sollte seine zunächst errungene Vorherrschaft nicht lange behaupten können. Nicht nur in Athen, auch in anderen zahlreichen Poleis hatten die Spartaner antidemokratische bzw. oligarchische Regierungen eingesetzt, die sich jedoch allmählich als unzuverlässig und eigenmächtig erwiesen. Hierdurch kam es immer häufiger zu inneren Auseinandersetzungen und Parteikämpfen, was zu chaotischen Verhältnissen führte.

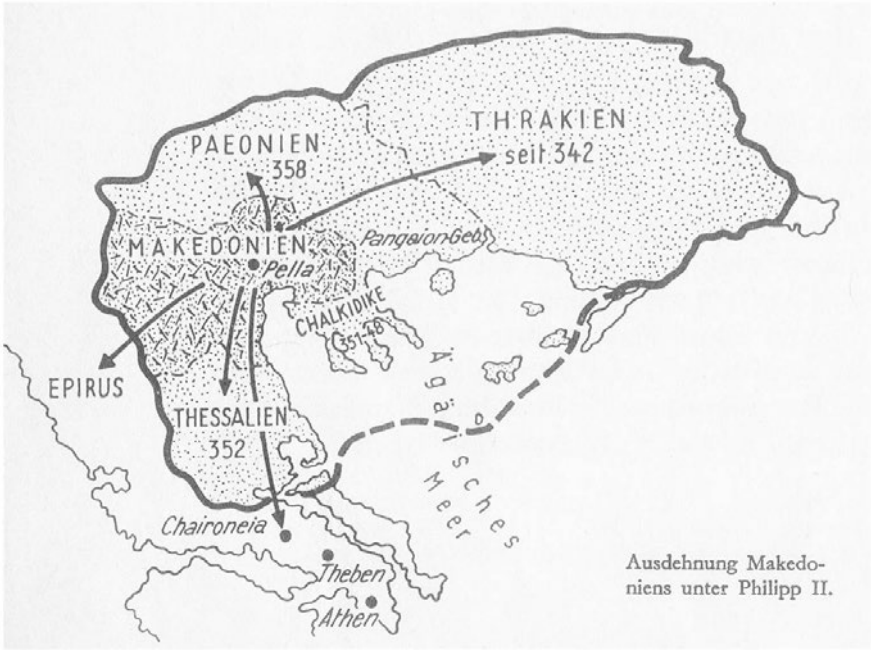
Überdies ließ sich das geschwächte Sparta dann noch auf ein militärisches Abenteuer mit der aufstrebenden **Theben** in Mittelgriechenland ein. In der Schlacht bei Leuktra (371 v.Chr.), südöstlich von Theben gelegen, verloren die Spartaner einen beträchtlichen Teil ihrer Schwerbewaffneten. Von diesem Schlag erholte sich die ehemalige Führungsmacht auf der Peloponnes nicht mehr.

Die Folge war u.a. die **Auflösung des Peloponnesischen Bundes,** dem Sparta vorgestanden hatte. Aber auch Theben konnte seine Führungsposition gerade einmal 10 Jahre behaupten.

Kurzum: Nach Wegfall der ehemaligen politischen Ordnungssysteme geriet nahezu ganz Griechenland in Unordnung. Handel und Gewerbe gingen zurück, Armut breitete sich aus. Viele Griechen verließen ihre Vaterstadt und suchten in Kleinasien, Ägypten, Syrien oder auf Sizilien ihr Auskommen zu finden.

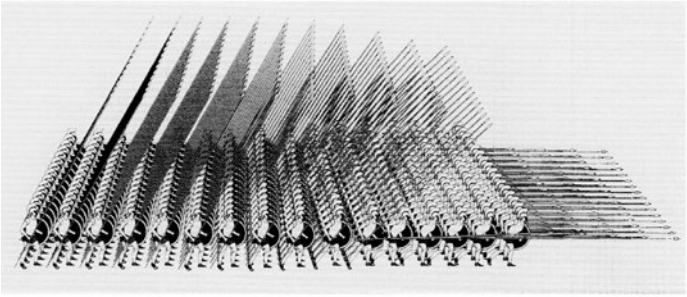
In diese Zeit des politischen und ökonomischen Niedergangs – das geistige und kulturelle Leben blühte durchaus weiter, man denke nur an die epochalen Werke Platons (427-347 v.Chr.) und Aristoteles´ (384-322 v.Chr.) – fiel der Aufstieg des makedonischen Königtums.

Unter **König Philipp II.** (382-336 v.Chr.), einem tollkühnen Haudegen, zugleich aber auch einem Mann von scharfem Verstand und politischem Weitblick, wuchs das nördliche Nachbarland Griechenlands innerhalb von knapp 25 Jahren zu einer neuen Großmacht heran.
Bis zum Regierungsantritts Philipps 359 v.Chr. war Makedonien infolge von inneren Auseinandersetzungen um die Thronfolge und in ständige Kämpfe mit Nachbarstämmen verstrickt. Von der Hauptstadt Pella aus verfolgte Philipp während seiner Regierungszeit eine Politik, die auf innere Konsolidierung, aber auch auf eine Ausweitung des Herrschaftsgebietes gerichtet war



Ausdehnung Makedoniens unter Philipp II.

Nach und nach eroberte er Paeonien im Norden, Thrakien im Osten sowie Thessalien im Süden und sicherte im Westen das Reich gegen die Illyrier. Militärisch gelang dies durch Schaffung einer neu strukturierten und äußerst schlagkräftigen Armee. Neben einer ihm bedingungslos ergebenen Reiterei, die den Kern des Heeres bildete, rüstete er seine Fußtruppen mit einer ca. 6m langen Stoßlanze aus, wodurch die tief gestaffelten Kampfreihen zu einer stählernen ***„Walze“*** **(Phalanx)** wurden, die eine zutiefst furchterregende und geradezu verheerende Wirkung auf den Gegner entfalten konnte.

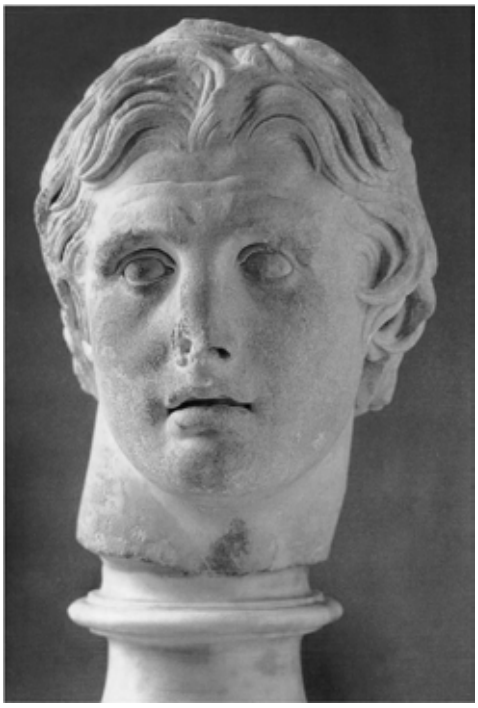


Mittels dieser perfektionierten Kampfesweise ging Philipp nun daran, seine weiter gehenden hegemonialen Ziele zu verwirklichen. Der erste und wichtige Schritt bestand darin, alle Griechen unter seiner Vorherrschaft zu einigen. Nach der Einnahme Thessaliens gelang es ihm, in Mittelgriechenland Fuß zu fassen und sich durch geschicktes Taktieren zum Schirmherren des altehrwürdigen Heiligtums von Delphi zu machen. Durch diese Erfolge alarmiert schlossen sich einige der noch freien griechischen Staaten zu einem antimakedonischen Bündnis unter der

Führung Athens und Thebens zusammen. Bei der Stadt Chaioneia nordwestlich von Theben kam es im Jahre 338 v.Chr. zur Entscheidungsschlacht. Nach verbissenem Kampf unterlag das griechische Koalitionsheer den wuchtigen Schlägen der makedonischen Phalanx.

Zum ersten Mal in der Geschichte stand damit ganz Griechenland unter dem Befehl eines Alleinherrschers. Doch damit war Philipp noch nicht am Ziel seiner ehrgeizigen Pläne. Er schloss zunächst die besiegten Griechen in Korinth zu einem Bündnis zusammen, dessen Aufgabe, zumindest dem äußeren Anschein nach, die Sicherung einer allgemeinen Friedensordnung war und die Beherrschung der Mitglieder untereinander nicht vorsah. Als Hegemon und im Kriegsfall als oberster Befehlshaber dieses **Korinthischen Bundes** fungierte selbstverständlich der makedonische König. Damit war der Weg frei zur Erreichung eines letzten großen Zieles:

Durch einen als Rachefeldzug gegen die Perser deklarierten Eroberungskrieg sollten u.a. die kleinasiatischen Griechen endgültig von der persischen Herrschaft befreit werden. Mitten in den Kriegsvorbereitungen wurde Philipp jedoch im Verlauf einer Familienfeier im Herbst des Jahres 336 v.Chr. von einem Attentäter in aller Öffentlichkeit ermordet. Die Hintergründe dieser Tat und die möglichen Drahtzieher konnten nicht ermittelt werden, zumal der Mörder unmittelbar nach Begehung der Tat von Leibgardisten niedergehauen wurde. Ein Verdacht fiel sofort auf Philipps Sohn Alexander (356-323 v.Chr.) und dessen Mutter Olympias, die seit 20 Jahren mit dem Ermordeten verheiratet gewesen war.
Motive für die Tat hätten sicherlich beide gehabt.
Philipp hatte nämlich im Jahr zuvor eine weitere Frau namens Kleopatra geheiratet, welche im Gegensatz zu Olympias aus makedonischem Adel stammte. Hierdurch sahen der Kronprinz und seine Mutter ihre Position vor allem im Hinblick auf eventuell zu erwartende Nachfolgeregelungen gefährdet, was zu erheblichen Spannungen geführt hatte.
Ein schlüssiger Beweis für eine Mittäterschaft konnte und wollte möglicherweise auch nicht erbracht werden. Wie auch immer:


Alexander (356-323 v.Chr.)

Alexander wurde im Alter von gerade einmal 20 Jahren der neue makedonische König und damit Herr über Griechenland. Kaum jemand zweifelte daran, dass er das Erbe seines Vaters erfolgreich fortsetzen würde. Jener hatte von Beginn an für eine hervorragende Erziehung und Ausbildung des Thronfolgers gesorgt. Er engagierte als Lehrer keinen Geringeren als den brillanten Wissenschaftler und Philosophen **Aristoteles**, der seinen wissbegierigen Schüler mit den bedeutendsten Werken griechischer Kultur bekannt machte. Die militärische Ausbildung war ebenso intensiv wie streng, so dass Alexander bereits mit 18 Jahren bei der Schlacht von Chaironeia als Offizier der Kavallerie eine entscheidende Rolle spielen und seine Tollkühnheit unter Beweis stellen konnte, die später legendär werden sollte.

Nach dem Tod des Vaters oblag nun ihm die Durchführung des **Feldzuges gegen die Perser**.
Im Frühjahr 334 v.Chr. überschritt er mit einem Heer von etwa 35.000 Mann den Hellespont und fiel in das persische Großreich ein.
Um es kurz zu machen: Der Feldzug verlief so erfolgreich, dass Alexander schon bald der Nimbus der Unbesiegbarkeit vorauseilte und er mit den Göttern im Bunde zu stehen schien. Innerhalb von drei Jahren eroberte er zunächst Kleinasien, die syrische Küste und Ägypten, wo er nicht nur als Befreier vom persischen Joch gefeiert, sondern sogar als neuer Pharao und Sohn des ägyptischen Gottes Amun verehrt wurde.

Schließlich fiel mit der Entscheidungsschlacht bei Gaugamela (im heutigen Nordirak) 331 v.Chr. nach und nach das gesamte Reich des persischen Großkönigs Dareios III. in seine Hand.

Als Alexander dann die prachtvolle Residenzstadt Persepolis niedergebrannt hatte, erklärte er den Rachefeldzug gegen Persien offiziell für beendet und entließ die Truppen der griechischen Bundesgenossen in die Heimat.

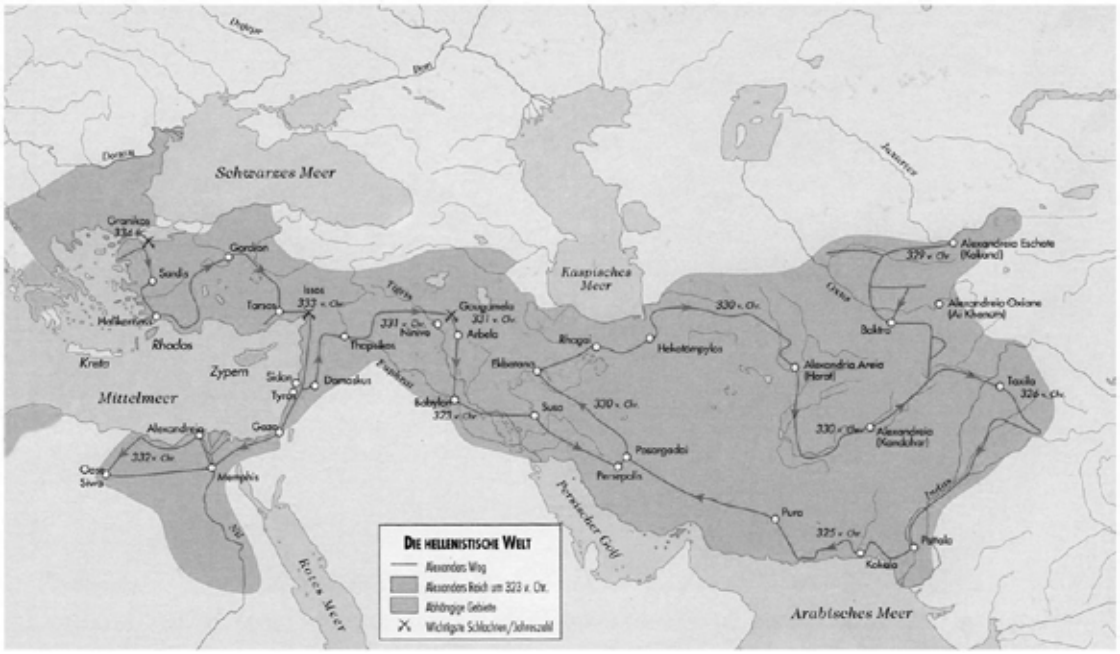
Doch der rastlose König der Makedonen wollte mehr:
In den folgenden fünf Jahren eroberte er noch die östlichen Teile des Perserreiches, einschließlich Baktrien, in etwa das heutige Afghanistan. Sogar in das für die damalige Zeit sagen- und märchenhafte Indien fiel er noch ein, wo ihm allerdings dann seine noch verbliebenen, völlig erschöpften Soldaten den Gehorsam verweigerten und ihn zum Rückzug zwangen.

Nach einem qualvollen Rückmarsch u.a. durch menschenfeindliche Wüstengebiete, gelangte Alexander 323 v.Chr. schließlich nach Babylon.
Dort verstarb er im gleichen Jahr, noch keine 33 Jahre alt, vermutlich an den Folgen eines tückischen Fiebers.

Über die Motive Alexanders, all die Gefahren und unsäglichen Strapazen während des über 10 Jahre andauernden Feldzuges auf sich zu nehmen, ist viel gerätselt und diskutiert worden.
Der Traum von einem Weltreich, in dem die verschiedensten Kulturen, besonders die makedonische und persische miteinander verschmelzen sollten, war sicherlich ein entscheidender Beweggrund. Allerdings sind in seinem Handeln und Denken auch irrationale und letztlich von Maßlosigkeit und Selbstüberhöhung bestimmte Antriebe zu erkennen.

Der Althistoriker H.-J. Gehrke beschreibt diesen Aspekt wie folgt:
„Entscheidend war seine persönlich-individuelle, lebendig empfundene Identifizierung mit der Welt des Mythos: Auf einer Stufe mit Halbgöttern sich sehend, durch die Erfolge sich immer weiter bestätigt fühlend, musste er mit ihnen wetteifern und das hieß: nicht ruhen und rasten in seinen Taten, in der Verwirklichung seiner aretē bis ans Ende, an die Grenzen gehen. Und dann mochte er sogar Gott werden, wie es Herakles gelungen war.“ Doch einmal abgesehen von dieser mehr psychologischen Einschät-

zung, worin liegt die weltgeschichtliche Bedeutung Alexanders? Mit Waffengewalt innerhalb weniger Jahre eines der größten Reiche aller Zeiten geschaffen zu haben, begründet die universale Wirkung nicht in erster Linie, zumal dieser Koloss politischer Machtentfaltung nach seinem Tode recht schnell wieder zerfiel. Entscheidend waren die Ausbreitung und Durchdringung bis dahin oft unbekannter und von verschiedenen Ethnien und Kulturen besetzter, riesiger geographischer Räume mit griechischer Sprache und Kultur und damit auch mit seinen Lebensformen und Vorstellungen auf den Gebieten der Wissenschaften und der Kunst, der Wirtschaft und schließlich auch der Religion. Oder anders formuliert: Das vormals hauptsächlich vom Mittelmeerraum geprägte Weltbild der Griechen erweiterte sich buchstäblich ins Unendliche und schuf die Epoche, die man später das Zeitalter des Hellenismus nennen sollte.



Doch wie entwickelten sich die Dinge nach dem Tode Alexanders? Der Eroberer des Perserreichs, der kinderlos verstarb – seine aus Baktrien stammende Frau Roxane war allerdings schwanger – hatte weder ein Testament hinterlassen noch einen Nachfolger bestimmt.

So schlug jetzt die große Stunde der Generäle und der auf sie jeweils eingeschworenen Kampfgenossen. Diese machthungrigen Feldherren, man bezeichnet sie als **Diadochen *(„Nachfolger“)***, waren schon nach kurzer Zeit unter sich vollkommen zerstritten. Einige wollten das eroberte Reich möglichst ungeteilt erhalten, wohl in der Hoffnung, den Weltreichsgedanken Alexanders am Leben zu erhalten. Andere beabsichtigten, sich in verschiedenen Reichsteilen selbstständig zu machen. Die beiden Lager verstrickten sich darüber in brutale und verlustreiche Kriege, aus denen die Befürworter der Aufteilung des Reiches rund 20 Jahre nach Alexanders Tod als Sieger hervorgingen. Im Zuge der nun anstehenden Neuordnung – man spricht vielleicht besser von der Aufteilung der Kriegsbeute – entstanden schließlich im Wesentlichen **drei Nachfolgestaaten**.
Der weitaus größte war das **Seleukidenreich**, benannt nach dem Feldherrn Seleukos (358-281 v.Chr.), welches weite Teile Syriens sowie Kleinasiens, Mesopotamien und den Iran umfasste. Zum **Reich der Ptolomäer**, so genannt nach Ptolomäos I. (366-283 v.Chr.), Alexanders Freund und Leibwächter, gehörten Ägypten, Teile Syriens, Palästina, Zypern, die Südküste Anatoliens und einige Inseln in der Ägäis.
Das **Reich der Antigoniden** schließlich, der Name geht auf Alexanders General Antigonos I. (384-301 v.Chr.) zurück, bestand aus Makedonien, Thessalien und einigen Gebieten in Griechenland.

Neben diesen drei Großreichen entstanden schon ab der ersten Hälfte des 3 Jhs. v.Chr. in Kleinasien, besonders am Südrand des Schwarzen Meeres mehrere unabhängige Kleinstaaten, die sich vom Seleukidenreich hatten lösen können, darunter Pontos, Kappadokien, Galatien und vor allem das **Königreich Pergamon**. Dessen gleichnamige Hauptstadt (das heutige Bergama) sollte im Lauf e des 3./2. Jhs. v.Chr. zu einer der blühendsten Metropolen des Ostens werden. Hiervon kündet noch heute der Pergamonaltar, eines der bedeutendsten monumentalen Kunstwerke aus hellenistischer Zeit, welches gegenwärtig auf der Museumsinsel in Berlin zu bestaunen ist.

Wie sah es nun aber in diesen hellenistischen Reichen im Gegensatz zur griechischen Poliswelt aus? Welche politischen, gesellschaftlichen oder auch religiösen Strukturen herrschten dort vor? Wir dürfen uns z.B. das Seleukidenreich nicht etwa nur als eine riesige Landmasse vorstellen, in der dann und wann quasi als Einsprengsel auch einige urbane Zentren anzutreffen waren.
Schon Alexander hatte während seines Asienfeldzuges zahlreiche Städte, die seinen Namen trugen, gegründet. Auch später unter der Herrschaft der Diadochen kam es häufig zu Stadtgründungen, von denen nicht wenige sich zu Vorbildern urbaner Kultur und Lebensstils entwickelten. Die entscheidenden Unterschiede zur traditionellen Landschaft der griechischen Poleis liegen in folgenden Aspekten:

1. In den Diadochenreichen regierten **Könige** bzw. ehemalige Militärs, die später den Königstitel annahmen, einerseits als absolute Herrscher. Sie regelten souverän alle relevanten Angelegenheiten auf ihrem Herrschaftsgebiet und erhoben Steuern und Abgaben. Nach Gutdünken trafen sie generelle oder auch auf den Einzelfall bezogene Verfügungen. Andererseits gab es in den einzelnen Territorien durchaus auch politische Gebilde, die sich einer recht weit gehenden Selbstständigkeit und Autonomie erfreuten, wie etwa griechisch strukturierte Poleis oder auf dem Boden orientalischer Traditionen stehende Städte, Tempelstaaten sowie Stammesverbände.

2. Dieses auf absoluter Macht und Herrscherlegitimation beruhende Königtum verlangte ständig nach entsprechenden äußerlich sichtbaren und unverwechselbaren Signalen und Symbolen. Hierzu gehörten ein prachtvoller **Herrscherpalast** als Mittelpunkt eines Königshofes mit

aufwändigem Zeremoniell ebenso wie ein attraktives und abwechslungsreiches Hofleben, das zum Anziehungspunkt für Eliten von nah und fern werden konnte.
Der König als Förderer und Mäzen von ausgesuchten Künstlern und Wissenschaftlern, die er möglichst an den Hof binden wollte, war eine nahezu unverzichtbare Rolle eines jeden hellenistischen Herrschers.

Kaum jemand hat dies mit größerem Aufwand betrieben als das ptolemäische Herrschergeschlecht in Ägypten: Das **Museion von Alexandria**, eine universitätsähnliche Forschungsstätte sowie die dazu gehörige berühmte Bibliothek genossen einen legendären Ruf in der hellenistischen Welt. Auch Steuererleichterungen oder in Einzelfällen sogar Steuerfreiheit waren Ausdruck herrscherlichen Wohlwollens.

3. Die Verwaltung und das **Militärwesen** waren in den hellenistischen Monarchien strukturell anders organisiert als in den griechischen Poleis früherer Zeit.
Hierbei ist eine eindeutige Hinwendung zur Professionalisierung festzustellen. Während in den alten Poleis des 5./4. Jhs. v.Chr. die Administration bis auf wenige Ausnahmen in den Händen von Bürgern lag, die keine spezielle Ausbildung in Verwaltungsangelegenheiten besaßen, bedienten sich die hellenistischen Herrscher im Regelfall eines besoldeten Beamtentums. Zu vielfältig und komplex waren die Aufgaben in den meist weitläufigen Herrschaftsterritorien geworden als dass sie von Laien hätten bewältigt werden können. Auch das Heerwesen änderte sich grundlegend. Während des 5. Jhs. v.Chr. hatten noch reine Bürgerheere die Verteidigung der freien Poleis garantiert. In den Diadochenreichen hingegen traten gutbezahlte Söldnerheere an ihre Stelle. Diese Berufssoldaten waren nicht mehr auf das *„Vaterland“*, sondern auf den König eingeschworen, hatten also eine völlig andere ideologische Basis und Ausrichtung als der frühere *„Bürger in Uniform“.*

4. Einer der wohl wichtigsten und folgenreichsten Aspekte betraf die religiösen Vorstellungen. Verfügten die Polisgriechen noch über ein geordnetes Götterpantheon, im dem Zeus und die übrige Götterfamilie die Geschicke der Menschen bestimmten, so änderte sich dies ab der Wende vom 4. zum 3. Jahrhundert v.Chr. allmählich derart, dass man wohl von einem **religiösen Paradigmenwechsel** sprechen darf.

Hierbei werden folgenden Tendenzen sichtbar:
Zunächst gingen einige Diadochenherrscher dazu über, für sich einen **Herrscherkult** einzurichten und göttliche Ehrungen entgegenzunehmen. So neu war diese Idee allerdings auch wieder nicht. Bereits Alexander der Große hatte sich in der ersten Phase seines Feldzuges in der ägyptischen Oase Siwa, wie erwähnt, als Sohn des Gottes Amun begrüßen lassen und war so selbst zu einem Gott geworden. Die hellenistischen Herrscher imitierten im Grunde diese Praxis und passten sie den jeweils in ihren Residenzen und Einflusssphären gegebenen Bedingungen an.

Insbesondere die von griechischer Kultur geprägten Untertanen hatten allem Anschein nach keine unüberwindbaren Probleme mit dieser Form der Herrscherverehrung. Der Hauptgrund hierfür lag wohl darin, dass die alten Götter ihre ursprüngliche Anziehungs- und Strahlkraft immer mehr einbüßten.
Kaum eine Quelle belegt dies so anschaulich wie ein Lobgesang der Athener aus dem Jahr 291 v.Chr. auf den makedonischen König Demetrios.

Hierin heißt es u.a.: *„[…]Die anderen Götter sind entweder weit entfernt, oder sie haben keine Ohren, das heißt, sie können uns nicht hören, oder es gibt sie gar nicht, oder sie interessieren sich nicht im geringsten für uns. Dich aber sehen wir gegenwärtig, nicht aus Holz oder Stein, das heißt, wie die Kultbilder der anderen unsichtbaren Götter, sondern wirklich, das heißt als einen wirklichen, unzweifelhaft wahren Gott. Daher beten wir zu Dir, dass Du als erstes Frieden schaffen mögest, Liebster, denn Du bist dazu imstande.“*

Man sollte nicht in den Fehler verfallen, diesen Herrscherkult als Ausdruck von Selbstüberschätzung oder gar Größenwahn anzusehen.

Die hellenistischen Herrscher spürten recht schnell, dass durch den schleichenden Verfall der traditionellen Götterwelt ein religiöses Vakuum entstanden war, das es auszufüllen galt.

Viele Menschen suchten nach anderweitiger religiöser Erfüllung und konnten einen Zusammenhang zwischen Macht und Erfolg des Herrschers durchaus herstellen.

Dieser zunächst im Orient praktizierte Herrscherkult sollte übrigens später von einigen römischen Imperatoren in Form des Kaiserkultes übernommen werden.

Doch der Glaubwürdigkeitsverlust der alten Götter führte neben dem Herrscherkult noch zu weiteren anders gearteten religiösen Orientierungen.
Zahlreiche Menschen suchten Trost und Antworten auf existenzielle Fragen nicht nur in Magie und Astrologie, deren Ursprünge hauptsächlich im babylonischen Kulturkreis lagen, sondern vor allem auch in Mysterienreligionen, also Geheimreligionen, deren Inhalte und Projektionen nur für besonders in den Kult eingeweihte Personen, den Mysten, erkennbar waren.

Über diese Kulte, die auch auf die römische Gesellschaft und dort speziell auf bestimmte soziale Gruppen eine starke Wirkung ausüben sollten, werden wir bei der Betrachtung der römischen Religion im Rahmen des nächsten Zeitenwende-Projektes genauer zurückkommen.

Diese Ankündigung bietet uns nun noch die Gelegenheit zu einer abschließenden Bemerkung über das Ende der hellenistischen Reiche.

Etwa ab der Wende vom 3. zum 2. Jahrhundert v.Chr. beginnt das aufstrebende römische Weltreich in die dortigen Verhältnisse politisch und militärisch einzugreifen.

Nach und nach zerfallen die Diadochenreiche sowie die anderen kleinen Königsherrschaften und werden Schritt für Schritt in den römischen Provinzialverband eingegliedert.

Im Jahre 30 v.Chr. nehmen römische Truppen das ägyptische Alexandria ein, wo die letzte ptolemäische Herrscherin, die legendäre **Kleopatra VI**I., residierte. Damit waren die Reiche der Diadochen endgültig Geschichte.

Der politische Hellenismus war an sein Ende gelangt, die hellenistische Kultur jedoch sollte noch Jahrhunderte überdauern.

Philosophie: Der Weg zum Glück des Menschen

In der Phase des Hellenismus, also der Ausbreitung und Vorherrschaft von griechischer Sprache, Kultur, Religion, Philosophie und Wissenschaft bei gleichzeitiger Aufnahme vielfältiger Einflüsse aus unterschiedlichen Kulturen, die dem Reich Alexanders angehörten, wendet sich die Philosophie ganz dem Glück des einzelnen Menschen zu.
Das Reich wird zum Schmelztiegel verschiedener religiöser Vorstellungen aus dem Orient bei gleichzeitig verblassendem Götterglauben der Griechen. Die Polis hat ihre vormalige unvergleichliche Bedeutung für den einzelnen Menschen verloren. Nicht mehr die Polis der klassischen Zeit war Vaterland, sondern größere politische Einheiten sind nun Orientierungspunkte der gesellschaftlichen und politischen Ordnung.
Die **Städte** werden zu Katalysatoren des zivilisatorischen Fortschritts und Begegnungsorte unterschiedlichster kultureller Einflüsse – kurz: Die alten Ordnungen lösen sich auf, neue entstehen, die alten Selbstverständlichkeiten tragen nicht mehr und die Menschen müssen ihre Stellung neu definieren und sich neu orientieren.

Es ist kein Wunder, dass im Hellenismus sowohl die Idee des **Weltbürgers/Kosmopoliten** entsteht als auch die des **Individualismus**, die zur prägenden Vorstellung dieser Zeit der Umwälzung, der Unsicherheit, des Zerfalls wird.

Dieser Prozess wird auch als Preisgabe ursprünglicher Werte begriffen, weshalb eine Orientierung an der Natur und dem *„Natürlichen“* Platz greift, die schon mit der Naturrrechtslehre der Sophisten begonnen hatte.

Die Entwicklungen spiegeln sich auch in der Philosophie: Die **Naturwissenschaften** trennen sich von der Philosophie und etablieren sich als selbstständige Wissenschaften, so dass sich auch das Verständnis von Philosophie wandelt:

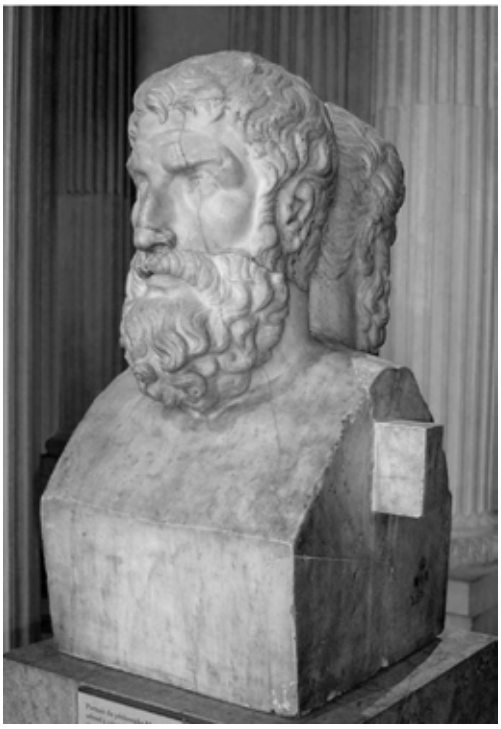
Die Philosophie beschäftigt sich nun kaum noch mit der vormals als wichtig empfundenen Mathematik oder den Naturwissenschaften.
Deren Entwicklung beschleunigt sich in der Nachfolge von **Euklid** (wahrsch. 3. Jhrdt. v. Chr.), **Archimedes** (um 287 - 212 v. Chr.) oder **Apollonius** (262 – 190 v. Chr.). **Aristarch von Samos** (310 – 230 v. Chr.) z.B. entwickelt das heliozentrische Weltbild (mit dem wir viel später aber nur Kopernikus verbinden) und **Eratosthenes von Cyrene** (um 276/273 - um 194 v. Chr.) begründet die Geographie und berechnet den Erdumfang auf fast genau den heutigen Wert – antike griechische Leistungen, die wie auch die Ermittlung der Erddrehung, des Erddurchmessers oder auch die Schieflage der Ekliptik bis heute Erstaunen erregen.
Als wissenschaftliches Zentrum seiner Zeit entwickelt sich **Alexandria** in Ägypten, was sich auch in ihrer mehr als 500.000 Bände umfassenden Bibliothek ausdrückt.
Athen behält allerdings seine herausragende Stellung für die Philosophie. Charakteristisch für die enormen Umwälzungen und Erschütterungen der Zeit des Hellenismus ist die Hinwendung der Philosophie zu einem stark ausgeprägten Individualismus.
Eine Folge ist, dass den Interessen des einzelnen Menschen eine Aufmerksamkeit zuteil wird, die der vormaligen Philosophie vollkommen fremd war.
Durch ihre vorrangige **Orientierung auf Ethik**, den Alltag und die konkrete Anwendbarkeit erlangt sie einen Widerhall und eine Öffentlichkeit wie nie zuvor.
Philosophie wird so populär, dass jeder aus den gebildeten Schichten in ihr bewandert sein muss.
Bedeutsam und ebenfalls neu ist die herausragende Stellung der philosophischen Schulen im Hellenismus, hinter denen die Gründer oder einzelne Lehrpersonen zurücktreten.

Aristarch von Samos (310 – 230 v. Chr.), Aristoteles-Universität Thessaloniki

Ich stelle im Folgenden zwei wesentliche Schulen mit nachhaltiger Wirkung vor: Epikureer und Stoiker, die zeitgleich entstanden. Gemeinsam war beiden die Frage nach dem richtigen Weg zum eigenen Seelenheil, für das die Polis durch ihren Bedeutungsverlust angesichts der Wirren der Zeit nicht mehr, anders als noch bei Platon oder Aristoteles, der geeignete Bezugsrahmen schien. Darauf gaben sie aber unterschiedliche Antworten.

Die Schule des Epikur.

Epikur (341-271 v. Chr.) wird als Sohn eines Lehrers auf Samos geboren, flieht mit seiner Familie nach Kolophon, als Athen die Herrschaft über Samos verliert, gründet auf Lesbos eine Schule, mit der er dann von Lampsakos kommend 306 v. Chr. nach Athen in ein Gartengrundstück übersiedelt, weshalb er und seine Schüler ***„Gartenphilosophen“*** genannt werden. Er führt ein sehr einfaches Leben, soll etwa 300 Bücher geschrieben haben, von denen keines erhalten ist.



Epikur (341-271 v. Chr.)

200 Jahre später schreibt der Römer **Lukrez** (um 99 – um 55 v. Chr.) Epikurs Lehre in poetischer Form in seinem Buch *„De rerum natura“ („Über das Wesen der Dinge“)* nieder, das für den Beginn der Renaissance 1500 Jahre später eine bedeutende Rolle spielen sollte.
Epikurs Lehre ist sehr angesehen, denn sie gibt Antworten, die den verunsicherten, von Misstrauen gegen die

Politiker geprägten Zeitgenossen eine Orientierung weist: Den **Rückzug ins Private**, den individuellen Weg zum Glück. Das Glück liege nicht in den äußeren Dingen, sondern im Gleichgewicht der Seele, lehrt Epikur zahlreichen Schülern. Die individuelle Glückseligkeit *(„Eudaimonia“)* bestehe darin, dass alle selbst gesetzten Wünsche erfüllbar seien, was inneren Frieden zur Folge habe.

Dieser Zustand von Ruhe und innerer Ausgeglichenheit heißt wie bei Demokrit *„Ataraxia“ („Seelenruhe“)*. Bei **Aristoteles** bestand das Glück des *„zoon politicon“*, dem *„geselligen Lebenwesen“*, darin, seinem Wesen und seinem von der kosmischen Ordnung vorgesetzten Zweck in der Gemeinschaft zu entsprechen.

Bei Epikur entspricht das Individuum zwar auch vorgesetzten Zwecken, sein Glück und seine Sicherheit findet dieses Individuum aber nunmehr allein im eigenen Inneren, indem es sich die Ziele seines individuellen Glücks selber setzt und aus deren Erreichbarkeit nun seine Seelenruhe und Glückseligkeit zieht.
Für das Aufstellen, Verfolgen und Erreichen dieser Ziele darf man sich also nicht allzu viel vornehmen, um nicht enttäuscht zu werden. Denn der Mensch strebt naturgemäß nach Lust (gr. *hedone*), nach Glück und vermeidet Unlust und Schmerz. **Lust ist die Vermeidung von Schmerz** und daher Basis der Glückseligkeit.

Diese Position, dass das Streben nach Lust die Grundlage des Glücks ist, hat dazu geführt, dass die Epikureer zunächst von Stoikern, Jahrhunderte später auch von Christen massiv angefeindet werden, indem man ihnen vorwirft, sie seien Prasser, ausschweifende Lüstlinge, die lediglich ein gottloses bequemes und auf Sinnengenuss ausgerichtetes Leben führten.

Doch darauf erwidert Epikur:
„Wenn wir also sagen, Lust sei das höchste Gut, dann meinen wir nicht die Lüste der Prasser und des Genießens, wie einige Unwissende und Andersdenkende oder Missverstehende glauben, sondern das Freisein von körperlichem Schmerz und seelischer Aufregung.“

Und auch wenn Epikur die Empfindung beim Betrachten eines Bildnisses als Lust beschreibt und also zwischen körperlichen und geistig-seelischen Freuden unterscheidet, so wird dennoch noch heute jeder Mensch, den man als reinen Genussmenschen beschreiben will, als *Epikureer* bezeichnet.
In diesem Sinne ist Epikur kein Epikureer, denn sein Anliegen ist es, den inneren Friede, also die Freiheit von Beunruhigung und Angst, durch eine achtsame Lebensführung zu erreichen.

Schließlich habe man alles erreichbare Glück erlangt, wenn die menschlichen Bedürfnisse befriedigt sind: nicht frieren, nicht hungern, nicht dürsten – denn alles was die Seele will ist: Keine Angst haben.

Selbstgenügsamkeit als Lebensstil zieht sich seit Sokrates durch die Ethik. Dabei ist Epikur durchaus nicht gegen Luxus, denn auch den darf man genießen – Motto: Besitzt man Luxus, ist es gut, man soll ihn aber nicht vermissen, wenn man ihn nicht hat oder verliert. Den Luxus genießt am meisten, wer ihn am wenigsten braucht.

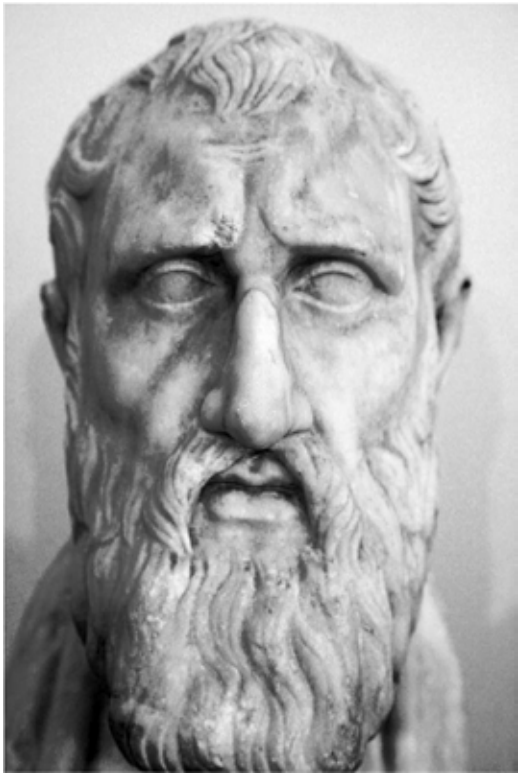
Der Weise lebt also sein auf Lust zielendes Leben, indem er sich von Ehrgeiz, Ruhmsucht und der Politik fernhält, seine Begierden beherrscht, der Vernunft und Logik folgt, anspruchslos und zurückgezogen sich dem höchsten Gut, der Freundschaft, widmet.
“Man wählt die Freunde um der Lust willen, aber für seine Freunde nimmt man den größten Schmerz auf sich.“ Dem

Schmerz begegnet der Weise durch geistige Disziplin und der (auch gedanklichen) Freude. Da wir nur einmal leben und das Leben kurz ist, soll nichts, was Freude verspricht, auf- oder verschoben werden, denn über das Verschieben schwindet das Leben dahin. Im Alter wird man daher nicht den Jüngling preisen, sondern den Greis, der richtig gelebt hat.
Der berühmte Satz des Epikur: ***„Lebe im Verborgenen“***, drückt die Geringschätzung von Politik und öffentlichem Leben mit dem Ziel aus, sich durch eine auf die Stille der Innerlichkeit bauende neue Wirklichkeit zu erschließen:
„Die Krone der Seelenruhe ist unvergleichlich wertvoller als hohe Führerstellungen.“
Der Weise überwindet die Welt, indem er sich ihr entzieht, was zweifellos dem Zeitgeist entsprach.

Das Ziel Epikurs ist es, den Menschen von seinen Ängsten zu befreien. Die Welt ist vernüftig zu erklären und ist, da folgt Epikur Demokrit, aus Atomen zusammengesetzt, was keinen Raum für die Unsterblichkeit der Seele und wenig für Götter lässt.
Zwar glaubt er an Götter, vertritt aber die Position, sie hätten nichts geschaffen, würden sich um die Menschen nicht kümmern oder in deren Leben eingreifen, so dass der Mensch auch kein vorherbestimmtes Schicksal habe und den **Tod nicht fürchten** muss. Der Tod liege jenseits unserer Erfahrung: Denn ist er, der Tod, da, sind wir ja nicht mehr da – sind wir aber da, ist er nicht da.
Der Mensch, so Epikurs Botschaft, ist Herr seines Lebens und kann es in freier Gestaltung leben.
Mit anderen Worten, das Leben soll sich nicht durch die üblichen Ängste vor Göttern oder Tod verdüstern, sondern frei gelebt, mit Glück gefüllt und dem Schönen zugewandt verbracht werden. Oder wie es Christian F. Gellert 1757, in einem Werk ausdrückte: *„Lebe, wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst gelebt zu haben.“*

Die Schule der Stoa.

Der schärfste Gegner Epikurs ist der gleichaltrige **Zenon von Cition auf Zypern (340 – 260 v. Chr.)**, obwohl sie auch vieles an Anschauungen gemeinsam haben.
Zenon erlitt als Kaufmann vor der attischen Küste Schiffbruch, kommt nach Athen und wird Schüler des Kynikers Krates von Theben (365 bis 285 v. Chr.), der seinerseits Schüler des Diogenes von



Zenon von Cition (340 – 260 v. Chr.)

Sinope gewesen ist, der in einer Tonne lebte. *Kynisch* bedeutet *„hündisch“, „Leben wie ein Hund“*, womit die strenge Einfachheit der kynischen Lebensführung und die ihnen gemeinsame Verachtung für allen äußerlichen Besitz gemeint ist, die sich aus der sokratischen Lehre entwickelte und die Zenon tief beeindruckt. Etwa um 300 gründet er seine eigene Schule, die in einer bemalten Wandelhalle, ***„stoa poikile“*** am Markt in Athen ihren Sitz und davon ihren Namen hat: Die Stoa.

Ihr Kern ist eine auf **Ganzheitlichkeit der Welterfassung** gerichtete Philosophie, die prinzipiell alle Menschen einbezog, ob Griechen oder *„Barbaren“*, Sklaven oder Bürger, also nicht nur kosmologisch, sondern auch kosmopolitisch ausgerichtet ist. Die Stoa ist eine auf das Leben gerichtete Philosophie, die das Führen eines glücklichen Lebens ermöglichen soll. Dieses glückliche Leben setzt voraus, dass man im Einklang mit den Gesetzen der Natur lebt.

Nach der Lehre der Stoiker ist die Welt ein zusammenhängender lebendiger Organismus. Die Natur folgt, wie schon **Heraklit** behauptete, einer strengen universalen Gesetzmäßigkeit, die in allem und zu jeder Zeit wirkt.
In der stoischen Lehre gibt es daher keinen Zufall, alles geschieht mit zwingender Notwendigkeit, ist kausal determiniert, dieser Kausalität ist auch der Mensch unterworfen.
Diese universale Gesetzmäßigkeit nennen sie *„Logos“.*
„Logos“ ist bei den Stoikern sowohl bewegende Kraft für die Formung der Welt als auch *„Seele der Welt“* oder Gott. Da diese Kraft überall vorhanden und allgegenwärtig und jeder Stoff durch göttliche Vernunft beseelt ist, ist die Philosophie der Stoa sowohl materialistisch als auch pantheistisch. Alles Seiende ist (wie bei Heraklit) aus einem Urfeuer entstanden, das in regelmäßigen Zyklen alles Dasein vernichtet und von vorn beginnt.

Mit der Stoa erhält die Philosophie erstmals 3 aufeinander bezogene Lehrbereiche, in denen sich die Ganzheitlichkeit der Auffassung vom Kosmos ausdrückt: **Logik, Physik und Ethik.**
Der Bereich **Logik** umfasst u.a. Erkenntnislehre, Grammatik und Rhetorik. *„Logos“* hat für Stoiker sowohl die Bedeutung von Sprache als auch Vernunft und umfasst auch die formalen Regeln des Denkens und korrekten Argumentierens sowie die Teile der Sprache, in denen gedankliche Operationen zum Ausdruck gebracht werden. Wissen besteht für Stoiker darin, etwas auszusagen, was lückenlos bewiesen werden kann.
Gemäß dieses Ansatzes, nämlich Kausalketten nachzuweisen, haben die Stoiker gründliche Studien zu Grammatik und Logik betrieben und als erste eine systematische Sprachlehre geschaffen, da sich Erkenntnis und deren Vermittlung durch Sprache vollzieht.

Der Bereich der **Physik** enthält Ontologie (Lehre des Seins), Kosmologie, Psychologie und Theologie.
Bildlich ausgedrückt stellen die Logik die Umzäunung eines Gartens, die Bäume darin die Physik, die Früchte der Bäume aber das Wertvollste, nämlich die **Ethik** dar.

Dieses stoische Weltbild hat fast 500 Jahre später einer seiner letzten und berühmtesten Vertreter, Kaiser **Mark Aurel** (121-180) in seiner Schrift *„Selbstbetrachtungen“* so formuliert:

„Alles ist wie durch ein heiliges Band miteinander verflochten. Nahezu nichts ist sich fremd. Alles Geschaffene ist einander beigeordnet und zielt auf die Harmonie derselben Welt. Aus allem zusammengesetzt ist eine Welt vorhanden, ein Gott, alles durchdringend, ein Körperstoff, ein Gesetz, eine Vernunft, allen vernünftigen Wesen gemein, und eine Wahrheit, so wie es auch eine Vollkommenheit für all diese verwandten, derselben Vernunft teilhaftigen Wesen gibt.“

Kaiser Mark Aurel (121-180)

Zwar teilen die Stoiker die Anschauung des Aristoteles, dass der Mensch mit der Geburt ein unbeschriebenes Blatt sei und Erkenntnis von der Wahrnehmung der einzelnen Dinge, also der Erfahrung, ausgehe – zugleich sind sie die ersten Philosophen, die an einen großen **Weltenplan** glaubten, in dem alles enthalten und vorherbestimmt, eben determiniert ist.

Das Schicksal ist *„das Gesetz des Kosmos, nach dem alles Geschehene geschah, alles Geschehene geschieht und alles noch Kommende kommen wird.“*

Hier ist einer der großen Unterschiede zu den Epikureern:

Bei den Stoikern gibt es keinen Zufall, keine menschliche Willensfreiheit, keine Herrschaft über das eigene Leben – es gibt allein das vorherbestimmte Schicksal, dem man nicht entrinnen kann.
Kann der Mensch sein Schicksal auch nicht ändern, so enthebt es ihn aber nach stoischer Lehre nicht der moralischen Verantwortung für sein Tun, denn er kann dem Schicksal auf unterschiedliche Weise begegnen, so dass also die Art und Weise, wie er das Schicksal betrachtet und annimmt, von ihm selbst abhängen.
Ob er jammernd, zaudernd und klagend oder geduldig und mit Freude sich fügt, macht den Unterschied des Weisen zum Toren aus.
Da die Welt vernünftig aufgebaut ist, die menschliche Vernunft also Teil der Weltvernunft ist, ist Vernunft die Grundlage jeder sittlichen Forderung, die dadurch im Einklang mit der kosmischen Ordnung und der Natur steht. Allein

der von Natur aus vernunftbegabte Mensch kann die kosmische Gesetzlichkeit, den göttlichen Willen erkennen und sich in seinem Handeln bewusst danach richten und so seine Stellung in dieser Ordnung finden.
Dabei ist das Schicksal durch Einsicht nicht nur hinzunehmen, sondern durch eigenes Handeln aktiv zu erfüllen. Nicht nur Duldung und Haltung, sondern auch Pflicht und Charakter sind dafür gefordert. Vernünftiges Handeln ist zugleich naturgemäßes Handeln – das ist die einzige Tugend und zugleich die einzige Form der Glückseligkeit.

Das genaue Gegenteil ist Schlechtigkeit, die darin besteht, nicht vernunft- und damit auch nicht naturgemäß zu handeln. Daher stehen Gesetzestreue, Pflichtbewusstsein, Willensstärke, Kontrolle der Triebe und Leidenschaften, Pflichterfüllung, Entsagung und Selbstüberwindung in jeder Situation für die stoische Tugend.

Die leidenschafts- und emotionslose Seele erst ermöglicht ein tugendhaftes Leben im angestrebten Zustand der *„apatheia“ (Apathie)*, den der Weise erlangen kann und will.
Mit der Stoa tritt erstmals eine Ethik auf, die nicht mehr einfach nur sittliche Forderungen aufstellt, sondern sie zugleich begründet. Sie folgt der sokratischen Position, dass nur die Tugend einen Menschen in die Lage setzt, dem Schicksal souverän entgegenzutreten.
Und wie Sokrates vertreten sie, dass Tugend und Vernunft identisch und damit als eine Form des Wissens verstanden werden müssen.
So wird Tugend zum Wissen und Wissen ist lehrbar. Das Wissen über die Gesetzmäßigkeit der Welt und die eigene Unterwerfung unter diese Gesetzmäßigkeit und das darin festgelegte Schicksal, verschafft die angestrebte innere Seelenruhe, die berühmte *„stoische“* Haltung gegen die Unbilden der Zeit usw.
Was ich nicht ändern kann, muss mich auch nicht aufregen oder groß beschäftigen.

Bereits mit den Anfängen der stoischen Philosophie ist ein großes und bis heute vorhandenes und durch die gegenwärtige Hirnforschung wieder aufgeworfenes Problem gestellt:

Die Freiheit des menschlichen Willens.

Während die Stoiker von der strengen Kausalität allen Geschehens überzeugt sind, indem sie argumentieren, dass alles, was immer in der Welt und unter Menschen geschieht, genauso geschehen muss, weil es auf einer lückenlosen Kausalkette beruht, behaupten Vertreter der modernen Hirnforschung, dass das Gehirn selbstständig schon vor dem bewussten Wollen des Menschen bereits darüber entschieden hat, ob er etwas tun oder unterlassen soll, womit Willensfreiheit ebenfalls, nur in moderneremem Gewand, schlicht verneint wird.

Zugleich stellt sich in Bezug auf die Stoiker natürlich die Frage, wie denn jemand pflichtwidrig und gegen die Natur handeln kann, wenn doch alles gemäß der kosmischen Naturgesetzlichkeit vorgegeben ist.

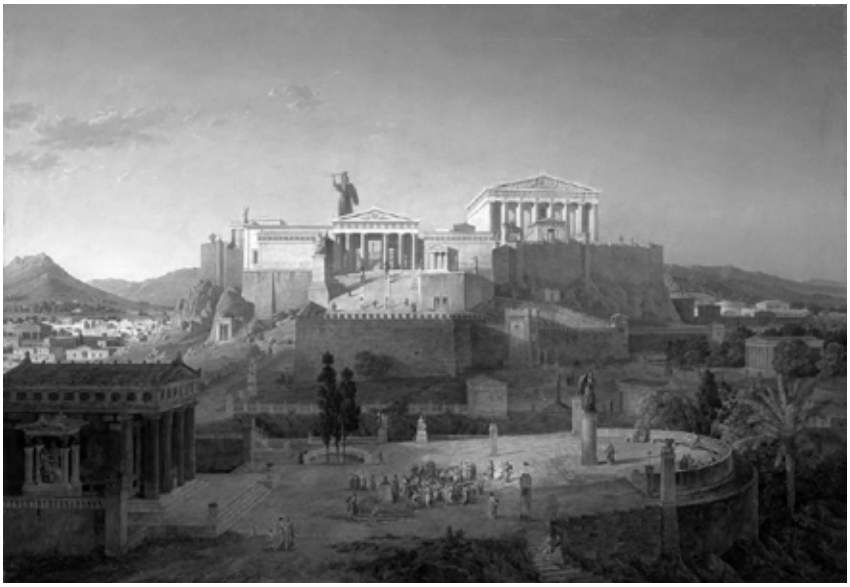
Diesen Aspekt benennt auch der moderne Philosoph Bertrand Russel: *„Wenn die Welt vollkommen deterministisch ist, dann werden die Naturgesetze bestimmen, ob ich tugendhaft sein werde oder nicht.“*

Dennoch, die Stoa ist eine sehr wirkmächtige philosophische Schule, die, weiterentwickelt, später im römischen Weltreich erhebliche Bedeutung durch Vertreter wie Cicero, Seneca, Epiktet oder Marc Aurel erhalten hat.

Daher wird sie im kommenden *VHS-Projekt Zeitenwende*, das sich der römischen Antike widmet, erneut aufgegriffen werden.

Akropolis und Laokoon-Gruppe

Als sich die Perser im Jahr 480 v. Chr. wieder aus Athen zurückzogen, war die Akropolis völlig zerstört. Bevor die Truppen des Xerxes bei Salamis und Plataiai geschlagen wurden, hatten sie auf dem eindrucksvollen, ringsum 80 Meter tief abfallenden Felsplateau sämtliche Tempel, von denen einige noch im Bau waren, dem Erdboden gleichgemacht.
Hatten sich in der mykenischen und homerischen Frühzeit auf der von Anfang an befestigten Akropolis von Athen profane, militärische und sakrale Bauten dicht aneinandergedrängt, so waren dort seit der archaischen Periode nur noch Heiligtümer zu finden. Nachdem die Einwohner aus der Oberstadt in die von ihnen bevorzugte Ebene hinuntergezogen waren, wurde sie zu einem heiligen Ort. Auf der begradigten, ca. 300 x 175 Meter großen Hügelkuppel lag der Tempel der Göttin Athena, die über das Schicksal der Stadt wachte. Nach den Zerstörungen durch die Perser blieben die Athener 33 Jahre lang tatenlos.
Erst als Perikles an die Spitze der Athener Regierung getreten war, wurde 447 mit dem Bau eines neuen Parthenon begonnen, an dem die Architekten Iktinos und Kallikrates sowie der Bildhauer Pheidias mitwirkten.
Mit den von ihm berufenen Künstlern und Architekten entwickelte Perikles ein großartiges Projekt: Der *„große Tempel“* von Athen sollte den Ruhm der Göttin Athena Polias, der Beschützerin der Stadt, geweiht werden, dank deren Hilfe die Griechen gerettet worden waren. Zudem galt es, die gesamte Anlage der Akropolis mit all ihren Heiligtümern neu zu planen.



Ideale Ansicht der Akropolis und des Areopags in Athen (1846), Gemälde von Leo von Klenze

Der schon existierende, aber zu großen Teilen zerstörte Vorgängerbau sollte nun in jeder Beziehung übertroffen werden. Trotzdem wurden verschiedene Elemente in den neuen dorischen Parthenon übernommen. Allerdings brachte Iktinos eine entscheidende Korrektur an: Indem er den Bau verbreiterte und die Zahl der Frontsäulen von sechs auf acht erhöhte. Die Langseiten erhielten 17 Säulen. Der *„naos“*, also der Innenraum, wurde von etwa 12 auf 19 Meter verbreitert. Eine fünfsäulige doppelgeschossige Stützenreihe verbindet die beiden seitlichen Säulenreihen zwischen der Rückwand und dem Standbild der Athena.

Die achtsäulige Front des Parthenon

Der eigentliche Tempel steht auf einer Plattform, zu der drei Stufen hinaufführen. Hier misst der Neubau 30,88 x 69,5 Meter, eine verhältnismäßig bescheidene Größe im Vergleich zu zahlreichen archaischen Tempeln, vor allem in Ionien. Das bestimmende Merkmal des ganzen Bauwerks ist jedoch die unvergleichbare Qualität, die den Tempel bis in die kleinsten Details auszeichnet.

Die 46 Säulen der Ringhalle sind 10,43 Meter hoch, das Kranzgesims erreicht eine Höhe von 13,72 Meter.
Das in weißem Marmor errichtete Gebäude war in den oberen Partien mit kräftigen Farben bemalt.

Vermutlich haben die Zahlen und Proportionen der *„symmetria“*, der Harmonie und der pythagoräischen Symbolik im Parthenon ihren überzeugendsten Ausdruck gefunden.

Die verblüffend einfache mathematische Grundformel beruht auf den Zahlen 2, der ersten geraden Zahl, und 3 als der ersten ungeraden Zahl, sowie deren Quadratzahlen 4 und 9. Aus dem Verhältnis von 4:9, dem die Größen von Plattform und *„Innenraum“* ohne Vorhallen entsprechen, ist die ganze Anlage mit einzigartiger Logik entwickelt: Diese Proportion teilt sich in drei pythagoräische Dreiecke mit den Seitenlängen 3, 4 und 5, Quadratzahlen 9, 16 und 25.

Schließlich ergibt sich der Modul, der die Gesamtordnung bestimmt, aus dem größten gemeinsamen Nenner von Länge, Breite und Höhe.
Dieser Modul ist in jedem aus den Grundproportionen (4:9) hervorgegangenen Quadrat 81 mal (9x9) enthalten und hat beim Parthenon eine Länge von 0,858 Meter.

„Der Baseler Achäologe und Bauhistoriker Ernst Berger hat eine aufschlussreiche Erklärung der Proportionen des Parthenons entwickelt. Wie er nachweist, beruht der Aufbau auf einem Modul von 85,8 Zentimeter, das sich aus dem größten gemeinsamen Nenner von Länge, Breite und Höhe des Parthenon (Länge 69,5 Meter, Breite 30,88 Meter, Höhe 13,72 Meter) ergibt. Dieser gemeinsame Nenner wird durch 81 Moduln (9²), 36 Moduln (6²) und 16 Moduln (4²) gebildet. Derselbe Modul (85,8 Zentimeter) bestimmt die Breite der Triglyphen und die Höhe der Kapitelle. Das Interkolumnium, also der Abstand zwischen den Säulen, beträgt 5 (4,293 Meter), die Säulenhöhe 12 und die Gesamthöhe des Baus 21 Moduln. Die Proportionen des `naos`, also der Innenhalle, belaufen sich auf 25 zu 60 Moduln. Der Säulendurchmesser von 1,905 Metern und der Abstand zwischen den Säulen von 4,293 Metern ergeben wiederum das Verhältnis 4:9, dem des weiteren die Größe des `naos`, also der Halle, ohne Vorhallen (48,3 x 21,44 Meter) entspricht.“ (Stirlin)

Erst durch die genauen Untersuchungen und Berechnungen der Forschung konnte das Ausmaß der Genauigkeit und Exaktheit der baulichen Ausführung bis ins kleinste Detail nachgewiesen werden.
Jedes Bauelement reagiert in Höhe, Breite und Tiefe genau auf das eine Modul, welchem das gesamte Heiligtum zugrunde liegt.

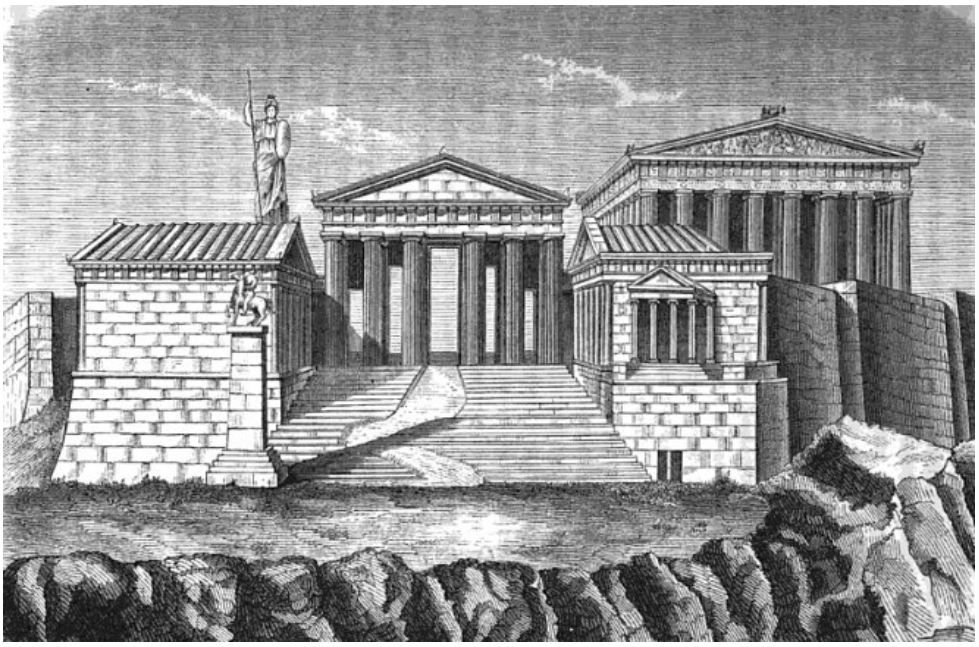
So ist das gesamte Bauwerk von dem Willen durchdrungen es einer einzigen Zahl zu unterwerfen.
Diese einzige Zahl, ausgedrückt im Modul, die sich im gesamten Bau wiederfindet und diesen so in eine göttliche Ordnung einbindet, bildet die Voraussetzung für die *„eurhythmia“*, die das vollkommene ästhetische Gleichmaß ausdrückt.
So gesehen steht der Tempel nicht nur für die Vollkommenheit innerhalb eines Mikrokosmos sondern auch als Teil des Makrokosmos. Der Tempel steht so in Verbindung mit dem Universum und spiegelt die unvergänglichen Ideen wider, die die Antriebskräfte der Erde und des Universums darstellen.

Bei keinem anderen griechischen Tempel wurde so viel Sorgfalt verwendet wie beim Parthenon. Die Baumeister optimierten die Harmonie der Bauteile und entwickelten optische Korrekturen, damit der Betrachter ein einzigartiges Bild der Harmonie erfährt. Damit aber der Parthenon-Tempel auch richtig zur Wirkung gelangen konnte, musste der Besucher darauf vorbereitet werden.

Ein weiteres Bauwerk sollte auf den Tempel einstimmen. So lag es nahe, den Eingangsbereich zur Akropolis mit einem Bauwerk zu versehen, dass selbst schon eine Hochleistung darstellte, aber trotzdem erst das Vorspiel zum eigentlichen Heiligtum sein sollte, die **Propyläen** des Mnesikles.

Ganz bewusst hatte Perikles den Architekten Mnesikles ausgewählt, war er doch einer der herausragendsten Baumeister in Athen. Nur er konnte es schaffen, die schwierige Aufgabe zu meistern, die ihm anvertraut wurde. Es galt einen Eingangsbereich zu schaffen, der auf der äußeren, der Stadt zugewandten Seite seine

Funktion als Wehrbau bewahrte, aber trotzdem schon die Pracht der Tempelanlagen erkennen ließ. Dazu kam, dass ein Höhenunterschied überwunden werden musste, denn die steilen Treppen und Wege hinauf zur Akropolis endeten kurz unter der eigentlichen Plattform, auf der die Heiligtümer standen. So musste Mnesikles ein Gebäude entwerfen, das auf der einen Seite wesentlich tiefer begann als auf der Seite, die dem Parthenon-Tempel zugewandt war. Die Propyläen müssen gleichzeitig wehrhaft sein, da sie Teil des Mauerrings sind und sie müssen prunkvoll sein, da sie auf den Parthenon-Tempel vorbereiten sollen. Weiter sollte der Bau funktional auf eine der wichtigsten Ereignisse in Athen reagieren können, den sogenannten Panathenäen.



Propyläen (Vorhalle) auf der Akropolis, um 437 v. Chr., Rekonstruktion

„Der Architekt der Propyläen stand demnach vor der schwierigen Aufgabe, den Höhenunterschied zwischen Außen- und Innenfassade ausgleichen zu müssen. Wenn man von unten über die Rampe auf die Propyläen zukommt, sieht man eine sechssäulige dorische Front mit zwei auf beiden Seiten vorspringenden Reihen von je drei schlanken Säulen. Aufgrund des Prozessionsweges ist der Abstand der Säulen in der Mitte größer als auf den Seiten. Im Inneren wird die Rampe von zwei Reihen mit je drei großen ionischen Säulen flankiert. Die ungewöhnlich hohen Stützen, die dennoch fast denselben Durchmesser wie die dorischen Frontsäulen haben, gleich den Niveauunterschied aus. Auf einem höheren Niveau liegt der eigentliche Torbau mit fünf Öffnungen: Ein breiter, zentraler Durchgang zwischen zwei Pfeilern wird links und rechts von je zwei schmaleren, untergeordneten Eingängen flankiert. Im höher gelegenen Bereich der Propyläen hinter der Ostfassade haben die sechs Säulen eine Entsprechung in der achtsäuligen Front des Parthenon.“ (Stierlin)

Gleich auf der rechten Seite neben den Propyläen wurde kurz nach Perikles Tod, 421, der kleine ionische Tempel der Athena **Nike**, der Siegbringerin, errichtet. Auf einer Grundfläche von nur 5 x 5 Metern erhebt sich ein äußerst fein gearbeiteter Bau, der auf jeder der Frontseite je vier sehr schlanke ionische Säulen aufweist.

Diese tragen einen Architrav, der mit einem ionischen Fries geschmückt ist. Dieser zeigt Kampfszenen aus den Perserkriegen und Athena, umgeben von den übrigen Göttern. So erscheint der kleine Tempel als einziger Lobgesang an die siegreiche Göttin, der die Stadt die Befreiung von den Persern zu verdanken hat.

Das **Erechtheion**, das dem nördlichen Säulengang des Parthenon gegenüberliegt und von diesem Tempel beherrscht wird, ist eines der kompliziertesten und raffiniertesten Bauwerke der klassischen Sakralarchitektur. Das 421 bis 406 v. Chr. errichtete Heiligtum bildet einen starken Kontrast zum Parthenon; das liegt zum einen an den unterschiedlichen Größenverhältnissen, zum anderen an seiner unregelmäßigen Gestalt, die einen Gegenpol zum mächtigen, geschlossenen Volumen des Tempels der Athena Parthenos darstellt. Das ungewöhnliche Heiligtum ist nicht nur auf zwei sich rechtwinklig kreuzenden Achsen, sondern auch auf verschiedenen Ebenen angelegt. Das Erechtheion ist mehreren Göttern und Heroen geweiht, insbesondere Athena Polias, Poseidon-Erechtheus und Haphaistos. Daneben birgt es das Grab des Königs Kekrops.

Den verschiedenen Funktionen entspricht eine Vielzahl von Räumen, die sich über das Gebäude verteilen und dessen komplexe Anlage begründen.
Wie der Parthenon das Felsplateau im Süden begrenzt, liegt das Erechtheion am Rand der nördlichen Felswand.
Das Bauwerk zeigt im Osten eine schöne ionische Fassade mit sechs hochklassischen Säulen. Die Seitenwände der Cella sind dagegen schmucklos.
Der querrechteckige, der Athena geweihte *„naos“* enthielt vermutlich das alte Kultbild der Göttin. Den Höhepunkt der Anlage bildet die sogenannte **Korenhalle**.
Dieser *„Balkon“*, der mit seinen vier Front- und zwei seitlichen, als Karyatiden, übersetzt *„Frauen aus Karyai“* bei Sparta, gestalteten Stützen eine Entsprechung zur nördlichen Halle bildet, betont die Nordsüdachse und markiert deren südliches Ende.

Kommen wir nun zum Schluss auf die Weiterentwicklung der **Skulpturen** in hellenistischer Zeit. Während noch bis ins 5. Jahrhundert hinein das Hauptaugenmerk auf die religiöse Komponente der Kunstwerke gelegt wurde, so verändert sich dies ab dem 3. Jahrhundert vollkommen. Nun interessierten sich immer mehr Menschen für Kunstwerke um ihrer selbst willen und eben nicht aus religiösen oder politischen Gründen.

Man begann die verschiedenen *„Schulen“* der Plastik und Malerei miteinander zu vergleichen und diskutierte über die Vorzüge und Nachteile der Methoden, Stile und Überlieferungen, durch die sich die Meister verschiedener Städte auszeichneten. Dieses neue Interesse spornte die Künstler zu immer größeren Hochleistungen an.

Der größte Meister des 3. Jahrhunderts v. Chr., **Praxiteles**, war vor allem für die Anmut und Schönheit seiner Werke berühmt. Wahrscheinlich hat sich nur ein einziges Werk aus seiner Hand erhalten, der Hermes in Olympia. Der Gott steht dar in gelassener Haltung, die jedoch seine Würde nicht beeinträchtigt. Praxiteles arbeitet in dieser Skulptur das Grundgerüst des Körpers heraus, um uns

Muskeln und Knochen unter der makellosen Haut. Um so ein Werk schaffen zu können bedarf es der genauen Kenntnis des menschlichen Körpers. Nur so konnten Werke entstehen, die auf der einen Seite vollkommene Ideale darstellen und auf der anderen Seite trotzdem wie lebende Menschen vor uns stehen.

In bis dahin nicht gekannter Weise verbinden die griechischen Künstler das Typische und das Individuelle miteinander und gelangen so zu einem vollkommenen Gleichgewicht. Viele der berühmtesten Kunstwerke dieser Zeit sind Kopien oder Varianten von Statuen aus dieser Epoche.

Der Apollo vom Belvedere stellt das Ideal eines männlichen Körpers dar. In eindrucksvoller Haltung hatte er ursprünglich den Bogen in der linken Hand um mit der rechten die Sehne zu spannen und den Pfeil abzuschießen. Er schaut dabei in die Richtung seines anvisierten Ziels.

Die bekannteste aller antiken Venusstatuen ist wohl die **Venus von Milo**. Sie ist auf die Seitenansicht hin gearbeitet – Venus streckte ursprünglich ihre Arme dem Amor entgegen. Und auch hier hat der Künstler den Zusammenhang des Ganzen so deutlich wie möglich zu machen. Er zeigt den genauen Verlauf von

Praxiteles: Hermes mit dem jungen Dionysos, ca. 340 v. Chr., Marmor, Höhe 213 cm, Achäologisches Museum, Olympia

Venus von Milo: ca. 200 v. Chr., Marmor, Höhe 202 cm, Louvre, Paris

es vollbracht, eine ideale und individuelle Darstellung gleichzeitig zu schaffen. Trotzdem darf man nicht vergessen, es ging nie um die Wiedergabe eines echten, lebenden Menschen. So merkwürdig es klingen mag, der Gedanke, ein Bildnis in unserem Sinne zu machen, kam den Griechen erst gegen Ende des vierten Jahrhunderts. Erst jetzt kam der Anspruch nach wirklicher Ähnlichkeit und damit nach nachprüfbarer Individualität auf.

Einen wirklichen Höhepunkt der Zeit des Hellenismus stellt die sogenannte **Laokoon-Gruppe** dar.

Sie gibt eine Szene aus dem trojanischen Krieg wieder:

Der trojanische Priester Laokoon hat seine Landsleute davor gewarnt, das große hölzerne Pferd, in dem sich die griechischen Krieger versteckt hielten, in die Stadt zu transportieren.
Die Götter, die ihren Plan, Troja zu zerstören, durchkreuzt sahen, sandten riesige Schlangen aus dem Meer, die den Priester und seine Söhne töten sollten.

Genau dieser Augenblick der göttlichen Rache an den Priester ist hier dargestellt. Was sich der Künstler bei dieser Arbeit gedacht hat, ist ungewiss. Wird hier das göttliche Einschreiten kritisiert, indem man den grausamen Tötungsakt bis ins kleinste Detail darstellt oder wird hier davor gewarnt sich den Göttern entgegenzustellen?

Wahrscheinlich war es hauptsächlich die kunstvolle Darstellung des Leidenskampfes, die Künstler und Betrachter interessierte.

So stellt die Laokoon-Gruppe auf jeden Fall einen absoluten Höhepunkt innerhalb der Kunstentwicklung im antiken Griechenland dar, die in dieser Meisterschaft erst wieder in der italienischen Renaissance erreicht werden sollte.

Hagesandros, Athenodoros und Polydoros von Rhodos: Laokoon und seine Söhne, ca. 175-50 v. Chr., Marmor, Höhe 242 cm, Vatikanische Museen

Literatur, Quellen, Empfehlungen

Geschichte

Borbein, Adolf H. (Hrsg.): Das alte Griechenland. Geschichte und Kultur der Hellenen, Rheda-Wiedenbrück 1997.

Dahlheim, Werner: Die griechisch-römische Antike, Band 1, Griechenland, 3. Auflage, Paderborn u.a. 1997.

Gehrke, Hans-Joachim: Die Geschichte des Hellenismus, 2. Auflage, München 1995.

Harris, Nathaniel: Antikes Griechenland. Staatswesen, Altagsleben, Kultur, Wien 2001.

Kolb, Frank: Die Stadt im Altertum, München 1984.

Szlezak, Thomas A.: Was Europa den Griechen verdankt. Von den Grundlagen unserer Kultur in der griechischen Antike, Tübingen 2010.

Wägner, Nack: Hellas. Land und Volk der alten Griechen, Wien u.a. 1975.

Architektur- und Kunstgeschichte

Antikensammlung Berlin: Die Griechische Klassik – Idee oder Wirklichkeit, Ausstellungskatalog Berlin, Mainz am Rhein, 2002

Brinkmann, Vinzenz (Hrsg.): Zurück zur Klassik, Frankfurt am Main, 2013

Brodersen, Kai u. Zimmermann, Bernhard: Metzlers Lexikon Antike, Stuttgart, 2006

Gombrich, E. H.: Die Geschichte der Kunst, Frankfurt am Main, 1996

Gruben, Gottfried: Griechische Tempel und Heiligtümer, München, 2001

Stierlin, Henri: Griechenland – Von Mykene zum Parthenon, Köln, 1997

Theater, Musik

Bengtson, Hermann: Griechische Geschichte. Von den Anfängen bis in die Römische Kaiserzeit. München 2009.

Pongs, Hermann: Lexikon der Weltliteratur. Autoren. Werke. Begriffe. 3 Bde. Stuttgart 1989.

Rubel, Alexander: Die Griechen. Kultur und Geschichte in archaischer und klassischer Zeit. Wiesbaden 2012.

Sadie, Standley/Latham, Alison (Hrsg.): Das Cambridge Buch der Musik. Frankfurt/Main 1996.

Philosophie

Reihe „Große Denker“,
Panorama-Verlag Wiesbaden, o.J,:

Möbuß, Susanne: Plotin

Taureck, Bernhard H. F.: Die Sophisten

Geyer, Carl-Friedrich: Die Vorsokratiker

Reihe: Herder/Spektrum Meisterdenker,
Herder-Verlag Freiburg/Basel/Wien, o.J.:

Taylor, C. C. W.: Sokrates

Bordt, Michael: Platon

Buchheim, Thomas: Aristoteles

Bertram, Mathias u.a.: Die digitale Bibliothek der Philosophie, Verlag Zweitausendeins, Frankfurt/Main 2001

Bor, Jan/Petersma, Errit (Hrsg.): Illustrierte Geschichte der Philosophie. Bern 1997

Helferich, Christoph: Geschichte der Philosophie. Von den Anfängen bis zur Gegenwart und Östliches Denken. München 2009

Hirschberger, Johannes: Geschichte der Philosophie. Bd. 1: Altertum und Mittelalter. Freiburg o.J.

Kenna, Anthony: Geschichte der abendländischen Philosophie in 4 Bänden, Band 1: Antike. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Wiesbaden 2012. Primus-Verlag

Platon: Der Staat. Reclam Stuttgart 2012

Philosophen von Platon bis Nietzsche. Ungekürzte Texte von 84 Philosophen. CD. zeno.org

Poller, Horst: Die Philosophen und ihre Kerngedanken. Ein geschichtlicher Überblick. München 2011

Prechtl, Peter/Burkard, Franz-Peter (Hrsg.): Philosophie. Stuttgart 2008

Röd, Wolfgang: Der Weg der Philosophie. Bd. 1: Altertum, Mittelalter, Renaissance. München, 2. Aufl. 2009

Russell, Bertrand: Denker des Abendlandes. Hamburg 2012

Russell, Bertrand: Philosophie des Abendlandes. Ihr Zusammenhang mit der politischen und der sozialen Entwicklung. München, 9. Aufl. 2009

Sandvoss, Erich R.: Geschichte der Philosophie. Bd. 1: Indien, China, Griechenland und Rom. Wiesbaden 2004

Störig, Hans Joachim: Kleine Weltgeschichte der Philosophie. Frankfurt/Main, 4. Aufl. 2003

Watson, Peter: Ideen. Eine Kulturgeschichte von der Entdeckung des Feuers bis zur Moderne. München 2008

Internetquellen: u.a. Wikipedia. zeno.org, Projekt Gutenberg.de und viele andere